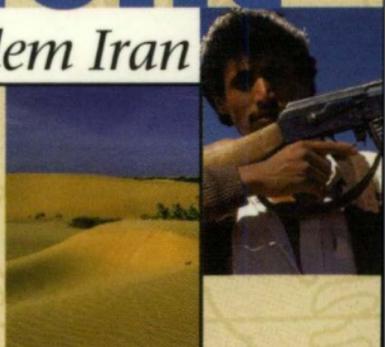


*Ali Schirasi*

# Die Nacht zerbricht

*Flucht aus dem Iran*



Stephanus Edition

The night breaks - flight out of  
German Iran

Ali Schirasi

# Die Nacht zerbricht

*Flucht aus dem Iran*

## **Ali Schirasi über sich:**

1940 kam ich in einem kleinen Dorf in der Nähe von Teheran auf die Welt. Im Alter von sechzehn Jahren wurde ich Grundschullehrer. Beim ersten landesweiten Lehrerstreik sammelte ich meine Erfahrungen im Kampf um die Freiheit.

1962 gründete ich gemeinsam mit anderen Lehrern eine geheime Zelle, um eine Lehrgewerkschaft aufzubauen. Wegen meiner politischen Aktivitäten wurde ich unter dem Schah zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, jedoch auf Intervention des internationalen Roten Kreuzes freigelassen.

Mit Khomeinis Machtergreifung wurde ich wieder aus politischen Gründen inhaftiert. Nachdem ich mich aus dem Ewin-Gefängnis retten konnte, gelang mir die Flucht aus dem Iran. Jetzt schreibe ich nur, die Feder ist meine Waffe gegen die Diktatur der islamischen Republik.

Ali Schirasi

# Die Nacht zerbricht

*Flucht aus dem Iran*

Vom Ewin-Gefängnis zum Flughafen Frankfurt



Stephanus Edition

# The Night Breaks - Flight Out of Iran

German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: [www.VM1.global](http://www.VM1.global)

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

*Auf Bajonette kann man sich stützen,  
aber nicht darauf sitzen.*

*Voltaires*

# Das Bild der roten Rose

Gequält und müde war die Sonne untergegangen.

Ich trat hinaus in die Nacht, in der man jetzt Jagd auf Menschen machte. Eine Woche zuvor war im Haus meines Freundes ein Kind zur Welt gekommen. Ein gutes Zeichen, dachte ich, und wollte ein Geschenk kaufen.

So ging ich in einen Laden, in dem verschiedene Bilder aushingen. Ohne an das Treiben auf der Straße zu denken, vertiefte ich mich in die natürlich wirkenden Bilder. Über einer Reihe schöner Blumengemälde hing das Bild einer roten Rose. Es faszinierte mich so, daß ich es kaufte. Froh, etwas Passendes gefunden zu haben, verließ ich das Geschäft. Ich war noch keine fünf Schritte gegangen, als eine Stimme zu mir sagte: „Herr..., wir hätten einen Moment etwas mit Ihnen zu besprechen.“

Zwei bewaffnete Pasdaran nahmen mich in ihre Mitte. Ich fragte: „Was gibt es denn zu besprechen?“

Sie sagten: „Der Bruder Kommandant hat einige Fragen an Sie, er wartet dort, im Streifenwagen.“

An Flucht war nicht zu denken. So folgte ich ihnen notgedrungen.

Minuten später fuhr das Auto los, während sie mich gegen den Boden des Fahrzeugs drückten. Die ersten Worte waren Einschüchterungen und Drohungen. Ich sollte mich ja nicht rühren. Und um das sicherzustellen, preßte der eine meinen Kopf mit der Hand auf den Boden, während der andere mir den Fuß in den Rücken drückte. Über Funk verständigten sie sich: „Wir haben ihn, wir sind schon auf dem Weg.“

Sie brachten mich zu einem Komitee, dem Posten der Hilfspolizei, und die Fragerei ging los.

Zu welcher Gruppe gehörst du? Welche Leute kennst

du noch, bei wem machen die mit? Was für einen Rang hattest du? Was für eine Waffe hast du? ...? ...? ...?

Meine Antwort war kurz und wiederholte sich: „Ich bin überhaupt nicht politisch. Ich habe mit keiner Organisation zu tun. Ich kenne niemanden. Ich habe keine Waffe.“

Sie sperrten mich in einen engen Raum und hielten mein Gesicht vor einem elektrischen Heizkörper fest. Dann wiederholten sie ihre Fragen, und ich meine Antworten.

Die drei Pasdaran, die mich verhörten, hatten langsam die Nase voll, und schließlich wurde ich vom Komitee woandershin verlegt.

Als sie mit mir eine Treppe hinuntergingen, schlug mir ein feucht-dumpfer Geruch entgegen, und ich wußte, daß sie mich in einen Keller führten. Es war noch keine Stunde vergangen, als ich merkte, daß rechts und links von meiner Zelle noch zwei weitere Zellen waren. In beiden war eine Frau eingesperrt. Gegen Mitternacht ging es los. Die beiden Frauen und ich wurden abwechselnd abgeholt. Vor den drei Zellen verlief ein schmaler Gang mit einem Bett und Foltergeräten aller Art.

Die zweite Nacht mußten wir alle drei in die Krankenstation eingeliefert werden, Khomeinis Gesellen hatten ganze Arbeit geleistet. Sie wollten aus den Frauen unbedingt herausbringen, wann und wo ihr nächstes konspiratives Treffen stattfinden sollte und wo ihre Männer versteckt waren. Ich höre die Schreie der Frauen noch heute im Traum und auch ihr schmerzvolles Verstummen, aber kein Sterbenswort kam über ihre Lippen.

Von mir wollten die Pasdaran Informationen über meine politischen Aktivitäten, aber der Widerstand und die Selbstaufopferung der Frauen hatten mir solche Kraft gegeben, daß ich mir lieber die Zunge verbrannt hätte als auch nur ein Sterbenswörtchen von dem zu verraten, was ich in meiner Brust bewahrte.

Fünf Tage und fünf Nächte ging es weiter, manchmal im Keller, der von den Schreien der Tapferen erfüllt war, manchmal in der Krankenstation, wo wir mit geschundenem Leib aber mit festem Geist stolz unser Haupt erhoben wie der Gipfel des Damawand.

Am fünften Tag wurde ich im Schneegestöber zum Ewin-Gefängnis gefahren und den tatendurstigen Henkern des Trakts 209 übergeben.

Der erste Verhörbeamte fiel schon bei der ersten Frage wie ein zur Wut gereiztes Kamel über die Überreste meines Körpers her, aber sein Schuß ging ins Leere, denn mein geschwächter Leib hatte nicht mehr die Kraft, bei Bewußtsein zu bleiben. Wer kann schon einen Toten zum Reden bringen?

Die Erfahrung aus der Schahzeit, als ich wiederholt inhaftiert und verhört worden war und besonders beim letzten Mal schwerste Folterungen erlitten hatte, hatte mich gelehrt, daß ich möglichst wenig essen und trinken durfte. Der Mangel an Nahrung und Flüssigkeit schwächt den Körper so, daß er schon in den ersten Folterminuten sein Heil in der Ohnmacht sucht, und dann führt der Weg in die Krankenstation, und es ist erst mal Pause.

Haben Sie bis jetzt jemals das Kranksein genossen? Haben Sie sich jemals gewünscht, krank zu bleiben? Hatten Sie jemals den Wunsch, Ihren kraftlosen Körper noch kraftloser zu machen? Haben Sie jemals Zuflucht bei der Krankheit gesucht, um dem Leiden zu entgehen, und sind dann wirklich krank geworden? Für mich war das Krankwerden und das Kranksein in jenen Tagen eine Waffe, eine Waffe, die mir den Notausgang aus der Folter öffnete. Am Schauplatz des Kampfes zwischen den Verhörenden und meinem Körper standen mein Geist, meine Seele, mein Wille, meine Liebe, meine Wünsche, mein Glaube, mein Gewissen, sie alle standen drum herum und beobachteten, was sich da abspielte. Vor jedem Kampf

flüsterten sie meinem Körper Tausende Worte des Widerstands ins Ohr, und nach jedem Kampf trösteten sie meinen verwundeten Leib, gaben ihm Mut, gratulierten ihm, streichelten ihn und äußerten ihr Mitleid. Meine Liebe sagte dann:

„Lieber Körper, gequälter Körper, halte durch, Zunge, liebe Zunge, bleib stumm, sei geizig mit deiner Rede, Hände, Finger, verweigert den Dienst, schreibt nichts, laßt nicht zu, daß die Hüter der Nacht meine Flügel stutzen und mich des Flugs berauben.“

Der Glaube sagte: „Lieber Körper, halte durch, damit ich nicht zerbreche, denn wenn ich gebrochen bin, sind wir nichts mehr.“

Mein Gewissen sagte: „Lieber Körper, halte durch, damit deine Freunde nicht in Khomeinis Fänge geraten.“

Mein Wille sagte: „Lieber Körper, halte durch, jetzt ist der Moment gekommen, Khomeini zu zeigen, was ein unzerbrechlicher Wille ist.“

Meine Wünsche sagten: „Lieber Körper, halte durch, laß nicht zu, daß das Häßliche, die Khomeinis, die Ewig-Gestrigen über das Schöne siegen und uns in den Wind schreiben.“

Diese Gespräche zwischen Körper und Geist zogen sich über zwei Jahre hin, solange der Kampf zwischen meinem Körper und Masud, meinem ersten Verhörbeamten, dauerte. Masud verwünschte Himmel und Hölle, er nannte mich einen betrogenen Einfaltspinsel, einen Verrückten, einen Esel, einen hirnlosen Menschen, aber schließlich kapitulierte er vor meinem Körper und meinem Geist und verließ den Schauplatz des Kampfes. Nun kam der nächste, der sein Glück an mir versuchen wollte und mich zum Kampf herausforderte – Mortesa. Alles, was er in Khomeinis Geisteswelt gelernt hatte, setzte er ein: Trug und List, Auspeitschung, Elektroschock und die Tortur mit kalten, herabfallenden Wassertropfen. Verge-

bens. Nach mehreren Monaten sagte der Glücklose beim letzten Mal zu Ladschewardi, dem Direktor des Ewin-Gefängnisses:

„Dieser Abschaum hier ist noch dümmmer als ein Esel. Der Esel spürt die Schläge zumindest, aber der verfluchte Kerl hier scheint kein Gefühl zu haben. Wenn Sie gestatten, werde ich ihn mit ein paar Schüssen erledigen.“

Darauf übergab mich Ladschewardi einem weiteren Verhörbeamten des Trakts 209 – Ehsan. Ehsan fing gleich am ersten Morgen an zu prahlen, wie er den bekannten Abedini gebrochen habe, wie er Kiyanuri zur Schnecke gemacht habe, wie er Taberi in die Knie gezwungen habe, daß dieser ihn anflehte.

Mein Körper, der diese großkotzigen Worte hörte, sagte: „Das waren doch alles wichtige Leute, Politiker, aber ich war doch nur Lehrer und sonst nichts.“

Da ging Ehsan auf mich los und ließ alles, was er an Gemeinheiten und Sadismus gelernt hatte, an mir aus. Über ein Jahr versuchte er sich an mir, aber zuletzt mußte auch er sich geschlagen geben, und so sagte er dann ganz verlegen zu Ladschewardi:

„Da habt ihr den Falschen erwischt, und obendrein ist der ohnehin schon eine halbe Leiche. Den braucht man nur ein paar Mal zu peitschen und schon liegt er flach wie ein Brett. Und was kann man mit einem Brett anfangen?“

Ladschewardi meinte noch verzweifelter als Ehsan: „Sein Vater und seine Frau lassen uns keine Ruhe, laufend kommen Briefe vom Parlament, von Ayatollah Montaseri, vom Amt des Ministerpräsidenten, jeden Tag stellen sie sich vor den Gefängnistoren an, jeden Tag wollen sie eine Besuchserlaubnis von der Staatsanwaltschaft, jeden Tag schicken sie jemand anderen als Vermittler.“

Ehsan erwiderte: „Was wollen die eigentlich, was sagen die denn? Sag bloß, sie verlangen seine Freilassung.“

Ladschewardi sagte: „Sie bitten um Erlaubnis, ihn öfter besuchen zu dürfen, ihn ins Krankenhaus bringen zu dürfen und ihn dort behandeln zu lassen.“

Ehsan fand: „Wenn sie ihn auf eigene Rechnung ins Krankenhaus bringen, sollen sie's doch tun, kann ja nicht schaden, dann können wir wieder von vorne anfangen. Sollen sie doch ruhig mit ihrem Geld aus dem Toten wieder einen Lebenden machen, damit er wenigstens zwanzig Peitschenhiebe aushält und nicht gleich wieder ohnmächtig wird und daliegt wie ein Brett. So, wie das jetzt läuft, hat es keinen Sinn, entweder stellen wir ihn an die Wand oder wir müssen etwas unternehmen, damit wir seine Zunge lösen. Nur habe ich da meine Zweifel, ich glaube, daß ihr den Falschen erwischt habt, selbst bei der Gegenüberstellung hat der eine Kerl diesen verdammten Scheißer nicht erkannt.“

Ladschewardi meinte hierzu: „Nein, Bruder Ehsan, wir haben nicht den Falschen erwischt, ich kenne ihn noch aus den Gefängnissen der Schahzeit, wir müssen ihn zum Sprechen bringen, wir müssen weitermachen. Mit der Zeit werden wir seine Zunge schon lösen.“

Ehsan entgegnete: „Wenn wir so weitermachen, können wir ihn in ein paar Wochen begraben. Wenn er ohnehin schon am Verrecken ist, wieso dann hier, im Ewin-Gefängnis? Besser, es passiert im Krankenhaus, dann kommt er direkt in die Hölle.“

Sie riefen einen Pasdar, der mich dann in meine Zelle brachte. Als der Pasdar die Zellentür schloß und ging, öffnete sich vor meinem geistigen Auge ein Fenster: Krankenhaus, Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern, Besuche von der Familie und Besuche von Bekannten. Das alles sah ich durch dieses Fenster. Nur in nebliger, undeutlicher Ferne tauchte vor mir die Frage auf, ob es besser ist zu sterben oder am Leben zu bleiben. Geheilt zu werden, um erneut gefoltert zu werden, was für einen

Sinn hatte das? Wenn mich jetzt meine Familie ins Krankenhaus bringt und ich nach der Behandlung unter der erneuten Folter zusammenbreche, was ist dann? War das dann richtig, was meine Familie jetzt versuchte?

Diese Nacht schlief ich nur kurz. Ich träumte, ich würde von einem Krankenwagen abgeholt. Mitten auf der Autobahn hielt der Krankenwagen an, mehrere Männer umstellten das Auto, entwaffneten Fahrer und Pasdaran und entführten das Auto in Richtung der Berge nördlich von Teheran. Der Krankenwagen fuhr auf einer Bergstraße hoch und ich spürte, daß diese Leute mich befreien wollten, auch wenn ich nicht wußte, wer sie waren.

Am nächsten Morgen hatte ich kein Verhör, der Tag verging, und ich wartete die ganze Zeit, zum Verhör abgeholt zu werden. Und es wurde Nacht, und ich war wieder allein mit meiner Zelle und meinen Träumen. Zuvor hatte mich nur ein Gedanke beherrscht: Widerstand, Widerstand bis zum Sterben. Aber Krankenhaus und Behandlung, das waren neue Aussichten, die in mir Hoffnung weckten und Angst, und manchmal schlug die ungewisse Zukunft völlig über mir zusammen.

Eines Nachts träumte ich, wie ich in einem Fluß ertrank. Mein Vater warf mir ein Seil zu und rief: „Los, pack das Seil und komm raus!“

Ein andermal träumte ich, wie ich in einen Abgrund gestoßen wurde und sich ein Zipfel meiner Kleidung an einem spitzen Felsvorsprung verding, so daß ich hängen blieb. Meine Frau befestigte eine Rolle an der Kante des Abgrunds, ließ ein Seil runter und schrie mir zu, ich solle es mir umbinden.

Eine Woche schon war ich nicht mehr allein: Während mein schwacher Körper in der Zelle zurückblieb, schwebte mein Geist beim Wachen und beim Schlafen im Kreis der Familie, in den Straßen und Gassen der Stadt, an allen schönen Plätzen, die der Iran zu bieten hat. Vor

meiner Gefängniszeit hatte ich manchmal einen schönen Traum, der mich selbst nach dem Erwachen noch in Bann hielt. Und zwar träumte ich, daß ich auf einer weiten, grünen Wiese oder auf einem Berggipfel stehe, mich mit beiden Füßen von der Erde abstoße, meine Arme wie Flügel ausbreite und auf einmal an Höhe gewinne. Ich fliege über die Wiesen und Bergketten, und unter mir gleiten Felder, Obstgärten, Flüsse, Dörfer und Städte vorbei. Was für ein berauschesendes Gefühl, fliegen zu können.

In der Nacht zum Samstag, in der gleichen Woche, in der mich kein Ladschewardi und kein Ehsan aus meinen Träumen weckte, träumte ich, daß ein bärtiger Riese mit einer struppigen Mähne ein paar Schritte vor mir stehen blieb. Er schien einen schwarzen Rock wie die Mullas und einen schwarzen Turban zu tragen. Seine faulen, schwarzen Zähne knirschten. Seine Augen waren vor Wut rot angelaufen und seine Hände bis zum Ellenbogen mit Blut beschmiert. Da machte er eine Bewegung, mich mit seinen blutigen Pranken zu packen.

Sein Mund spie Flammen, doch bevor ich ihm in die Hände fiel, stieß ich mich von der Erde ab, breitete meine Flügel aus und flog davon, hoch hinauf, daß er unter mir immer kleiner wurde und schließlich nur noch ein schwarzer Punkt war. Dann war er weg, und mir war, als sei ich zu einem anderen Stern geflogen, auf dem ich landen und wie ein Mensch zu Fuß gehen könnte.

Am nächsten Morgen versuchte ich, meinen Traum zu deuten, als ein Pasdar die Zellentür öffnete und sagte:

„Pack deine Sachen, wenn du was hast, und komm raus!“

Mein ganzer Reichtum waren die zerlumpten, blutbeschmierten Kleider, die meine Wunden notdürftig zudeckten. Und etwas anderes noch, etwas, was sie mir mit der Peitsche eingebleut hatten, etwas, was ich immer und überall bei mir haben mußte, etwas, was ich hüten

mußte wie meinen Augapfel: meine Augenbinde, deren Anblick ich so haßte, und deren Besitzer zu sein ich verabscheute. Überall, zu jeder Zeit, ob beim Verhör oder in der Zelle, quälte mich ihr Anblick, ein Sinnbild der Unterdrückung und Unmenschlichkeit dieses Systems. Ja, ich war der gar nicht stolze Besitzer dieses Gegenstands, den ich um Himmels willen nicht an den Verhörenden, an Ladschewardi oder an Khomeini abtreten durfte.

Manchmal führte ich mit der Augenbinde, diesem Symbol des Islams, diesem Kuckucksei der Verschleierungskünste Khomeinis, ein Zwiegespräch: „Was willst du denn von mir, warum läßt du mich nicht los?“

Sie antwortete: „Ich soll dein sehendes Auge verbinden.“

Ich sagte: „Aber die anderen sehen es doch.“

Darauf die Augenbinde: „Die anderen lassen sich in zwei Gruppen einteilen: Die einen, deren Auge nicht sieht und nur ein Organ ist in ihrem Gesicht und die sich in jede Richtung führen lassen. Und dann die anderen, die Sehenden. Und deren Augen verbinde ich.“

Ich sagte nur: „Bravo, du Kurzsichtige, du wirst schon merken, auch deine Zeit geht zu Ende.“

Die Augenbinde mußte ich jetzt wieder anlegen. So schleppte ich mich aus der Zelle hinaus, und wenn der Verhörende mich nicht mitgeschleppt hätte, wäre ich nicht von der Stelle gekommen. Denn das Gehen und jede Bewegung war für mich mit starken Schmerzen verbunden. Und zudem hatte ich Angst, Angst, an diesem Tag verhört und gefoltert zu werden.

Als der Pasdar meinen geschundenen, schmerzenden Leib aus dem Gefängnistrakt an die frische Luft führte, spürte ich, wie wieder Leben in mir erwachte. Eins war für mich jetzt klar und erfüllte mich mit Freude: Ich befand mich jetzt nicht mehr am Ort der Folterqualen.

Wohin wurde ich gebracht? Was war geplant? Ich

wußte es nicht. Aber das Warten dauerte nicht lange, denn schon hielt ein Minibus, in den ich einsteigen mußte. Kurz darauf fuhr er los. Der Minibus hielt mehrfach, ein paar Leute kamen rein, fragten den Fahrer und die beiden mitfahrenden Pasdaran etwas und stiegen wieder aus. Dann fuhr der Minibus wieder eine Strecke. Beim letzten Halt hörte ich den Fahrer des Minibusses zu einem Pasdar sagen:

„Nehmt ihm die Augenbinde ab!“ Eine Hand nahm mir die Augenbinde aus dem Gesicht. Neben dem Fahrer saßen bewaffnete Pasdaran. Die Sonne ließ ihre warmen Strahlen durch die Scheiben des Minibusses auf mein Gesicht fallen. Ein großes, eisernes Tor ging auf und der Minibus fuhr hinaus. Er bog nach links. Nun waren wir auf der Straße, das Gefängnis lag hinter mir. Das saftig grüne Tal und das Dorf Darke warfen mir einen Gruß zu, es wurde mir ganz fröhlich ums Herz.

Die Häuser, die Obstgärten, ab und zu Menschen, sie alle schienen mich zu beglückwünschen, daß ich überlebt hatte. Von der Binde befreit verschlangen meine Augen gierig alles Schöne. Bald darauf fuhr der Minibus in die belebten, lärmigen Straßen Teherans. Ich war von der Sehnsucht überwältigt, alles zu sehen und anzuschauen. Eh ich mich's versah, bog der Minibus aufs Krankenhausgelände ein. Wieder nahm mich die Vorstellung von einer medizinischen Behandlung, von Ärzten, Krankenpflegern und Besuchen meiner Familie ganz in Beschlag. Ich wurde auf eine Station gebracht, und zwar ins hinterste Zimmer am Ende des Gangs. Zwei Pfleger betteten mich auf ein Krankenbett und brachten mir frische Krankenhauskleidung. Die Gefängnislumpen sollte ich ausziehen. Ich versuchte es auch, aber das war gar nicht so einfach. Schließlich konnten sie es nicht länger mit ansehen und kamen mir zu Hilfe. Als sie entdeckten, daß meine Kleider voll Blut und Eiter waren,

konnte ich tiefe Trauer an ihrem Gesicht ablesen, sie murmelten etwas für sich, was ich nicht verstand. Bevor sie mir die Krankenkleider anzogen, meinte der eine Pfleger: „Aber wir können ihn doch nicht so lassen, erstmal müssen wir ihn baden, schau nur!“

Der andere kam an mein Bett, bückte sich und schaute hin. Dann schüttelte er sprachlos seinen Kopf und verstummte eine Zeitlang, bevor er ihm beipflichtete: „Ja, wir müssen ihn um Erlaubnis fragen und ihn baden.“

„Den Arzt?“ fragte der eine.

„Nein, den Bärtigen, der für die kranken Gefangenen auf der Station zuständig ist.“

„Also zum Baden eines Kranken braucht man ja wohl keine Genehmigung!“

Wie wohl tat es, diesen beiden Pflegern zuzuhören, es war wie Balsam auf meinen Wunden. Schließlich kamen sie mit einem Rollstuhl und brachten mich zum Bad. Im Bad glaubte ich, von zwei Himmelsboten in einer warmen Quelle des Elbors-Gebirges gebadet zu werden, damit die ganzen Verbrechen und Gemeinheiten Khomeinis von mir abgingen. Das Ewin-Gefängnis, die Verhöre, Ladschewardi, Khomeini, alles flimmerte nur noch ferne im Staub.

Nach dem Bad fühlte ich mich wieder stark und kräftig und zog die Krankenhauskleider ohne Hilfe der Pfleger an.

Ich wünschte mir, daß die Pfleger bei mir blieben und weiter sprachen, daß sie mich nach meinen Leiden fragten, aber sie ließen mich mit liebevollen Blicken und Gesten allein zurück.

Ich fiel alsbald in Schlaf, und als ich aufwachte, hing an meiner rechten Hand ein Infusionsschlauch.

Das Serum tropfte vor sich hin, ich war damit beschäftigt, die Tropfen zu zählen, als der Arzt und ein Pfleger eintraten. Die Untersuchung begann. Ich zeigte dem Arzt

die schmerzenden Stellen, mein Rücken war eine einzige eiternde Wunde.

Als der Arzt mich untersuchte und Fragen stellte, war mir zumute wie einem kleinen Kind, einem Kind, das seine Mutter auf der Straße im Gedränge verloren hat, von Räufern entführt und auf unmenschlichste Weise mißhandelt wurde. Ich wollte weinen, weinend und schluchzend erzählen, was mir der böse Khomeini, Ladschewardi, die Verhörbeamten, die Islamische Republik angetan hatten, ich wollte dem Arzt sagen: „Lieber Arzt, schau, das ist die Liebe, die Barmherzigkeit des Islams, schau, was für tiefe Spuren die Koranverse hinterlassen haben, schau, das sind die weisen Schlüsse des großen Imams, schau her, was die Islamische Republik aus einem Menschen macht.“

Aber ich mußte aufpassen, mich gedulden. Und es war auch gar nicht sicher, ob der Arzt nicht ohnehin wußte, was los war, vielleicht hat er selbst schon eine Menge solcher Fälle gesehen und miterlebt. Also war ich beim Antworten vorsichtig. Nach der Untersuchung und meiner Befragung meinte der Arzt: „Sie müssen erstmal tüchtig essen, am nächsten Samstag schicke ich Sie zum Röntgen, da werden Sie von Kopf bis Fuß durchleuchtet, und am Mittwoch darauf kommt der Orthopäde, der ist ein Fachmann auf seinem Gebiet mit langjähriger Praxis. Er kann besser entscheiden, was mit Ihrer Wirbelsäule passiert ist. Aber Sie sind völlig entkräftet, essen Sie, soviel Sie können, ich habe angeordnet, daß Sie ordentlich zu essen bekommen. Ein Auto fährt schließlich auch nicht ohne Benzin.“

Bei seinen letzten Worten glitt ein Lächeln über seine Lippen und seine Augen blitzten auf. Sobald der Arzt und der Pfleger draußen waren, wollte ich am liebsten laut lachen und feiern und vom Bett springen und herumgehen. Musik, Musik, dachte ich, wenn ich doch ein wenig

tanzen könnte. Diese plötzlich Anwandlung entsprang dem Gefühl der Sicherheit, die mir die Worte des Arztes gegeben hatten, der Sicherheit, daß ich bis zum Mittwoch der folgenden Woche, d.h. mindestens zehn Tage, im Krankenhaus bleiben würde, mindestens zehn Tage fern der Zelle, fern der Verhöre, fern vom Ewin-Gefängnis. Ich fühlte mich richtig glücklich.

Mein Geist fühlte sich so froh, daß er zu meinem Körper sagte: „Jetzt mußt du dich wieder auf Vordermann bringen, deine Kinder, deine Eltern und deine Geschwister werden zu Besuch kommen, und wenn die anderen davon erfahren, werden sie ebenfalls kommen, dann müssen wir stark und froh und munter sein.“

Die Liebe und die Hoffnung, das Schweigen bei den Verhören, der Widerstand gegen die Folterungen, sie ließen jetzt in mir ein Gefühl der Vorfreude und des Stolzes aufkommen. Nach drei Tagen war ich schon so kräftig, daß ich eine Stunde lang in meinem Zimmer auf und ab gehen konnte. Am frühen Morgen setzte ich mich hin, um dem Sonnenaufgang zuzuschauen. Ich sah, wie die Sonne in der Ferne, noch hinter den kleinen Erhebungen im Osten, ihre goldenen Strahlen vorausschickte. Der Gang zum Fenster wurde zum festen Bestandteil meines Tagesprogramms. Morgens um vier setzte ich mich hin, in Erwartung der aufgehenden Sonne, ich sah, wie die Helligkeit sachte das Dunkel auflöste und die Nacht sich vor der Sonne verzog. Am fünften Tag hörte ich, daß mich meine Familie besuchen würde. Ich verbrachte den Tag damit, mir die verschiedensten Dinge vorzustellen, als gegen Mittag ein Mann mit dem Gebetskranz in der Hand eintrat, der einen Bart wie ein Mulla aber die Uniform eines Pasdars trug. Er sprach: „Heute hast du Besuch, kein Wort vom Verhör und von allem, was passiert ist!“

Dann verließ er das Zimmer.

Als der Pfleger das Mittagessen brachte, stellte er es auf

den Tisch und sagte dazu: „Pfui, wie schmutzig die Bettdecke ist, und wieso ist sie so feucht?“

Noch bevor ich etwas sagen konnte, legte er den Finger auf den Mund und fügte hinzu: „Los, steh auf! Wenn du Gesicht und Hände waschen willst, kannst du es jetzt tun, solange ich die Bettdecke wechsele.“

Wieder bedeutete er mir, leise zu sein, nahm mich am Arm und gab mir ein Zeichen, aufzustehen. Er begleitete mich zur Toilette, dann schloß er die Tür hinter uns und flüsterte: „Im Zimmer haben sie ein Mikrophon installiert. Wenn er will, kann der Bärtige alles hören, was dort gesprochen wird, besonders, wenn der Kranke Besuch bekommt. Das wird hundertprozentig abgehört.“

Der Pfleger verließ die Toilette, ich kam zwei Minuten später raus. Die Bettdecken waren inzwischen gewechselt, der Pfleger verließ das Zimmer lächelnd und mit einem freundlichen Blick.

Ich faßte Vertrauen zu ihm. Während ich aß, drehten sich meine Gedanken um die Pfleger und Ärzte, die vor meinem geistigen Auge vorübergingen, und meine Ohren horchten, um unter ihnen zuverlässige Menschen zu finden, denen ich vertrauen könnte.

Um zwei Uhr Nachmittag kamen sie angestürmt, wie ich an den Schritten erriet, die durch den Korridor hallten. Ja, sie waren es: meine Frau, mein Vater, meine Kinder. Freudestrahlende Gesichter und Tränen.

Die Gespräche drehten sich um die verschiedenen Bekannten und Verwandten, was sie jetzt machten, wie es ihnen ging, und mein Vater war gerade dabei zu erzählen, wie einer aus der Familie geheiratet hatte, als der Bärtige mit dem Rosenkranz in der Hand und der Pasdarkleidung auf der Türschwelle stand und sagte: „Zehn Minuten sind um. Sparen Sie sich die Worte fürs nächste Mal.“

Meine Familie wußte, daß sie die Worte des Bärtigen

schweigend schlucken mußte und auch nicht wegen der kurzen Dauer des Besuchs protestieren durfte, weil sie sonst selbst das bißchen, was man ihnen zugestanden hatte, wieder verlieren würden und mich nie mehr besuchen dürften. So verließen sie das Zimmer in vollkommener Stille.

Aber für mich waren die zehn Minuten genug gewesen – in meinem Herzen, in meinen Gedanken, breitete sich Helligkeit aus. Als ich wieder allein war, trat ich ans Fenster, taxierte die Höhe und überlegte, ob es wohl möglich wäre zu springen oder sonstwie hinunter zu kommen, um zu fliehen. Eine Stunde vielleicht brachte ich mit solchen Gedanken zu.

Heute, es war Samstag, sollte ich zum Röntgen. Am frühen Morgen kam der gleiche Pfleger, dem ich inzwischen vertraute, mit einem Rollstuhl herein und wollte mich hineinsetzen.

Ich sagte: „Vielleicht kann ich auch langsam zu Fuß gehen statt im Rollstuhl zu sitzen.“

Der Pfleger erwiderte: „Nein, das dauert zu lange.“ Und er machte ein Zeichen, daß ich mich in den Rollstuhl setzen möge.

Ich stand auf und setzte mich hin. Er band mich mit Haltegurten am Rollstuhl fest, und wir verließen das Zimmer. Auf der Mitte des Gangs trat uns der Bärtige in den Weg, musterte den Rollstuhl und überprüfte die Haltegurte. Einen, der etwas locker war, zog er kräftig zu. Dann ordnete er dem Pfleger an, mich wegzubringen. Am Ende der Station betraten wir den Fahrstuhl und fuhren zwei Stockwerke runter. Der Pfleger schob mich wieder durch den Gang, als ein junger Arzt aus einem Zimmer vor uns rauskam und auf uns zuing. Als er dicht vor uns stand, grüßte ihn der Pfleger, der Arzt blieb stehen, wechselte ein paar Worte mit ihm und fragte ihn dann: „In welcher Abteilung arbeitest du denn?“

Der Pfleger antwortete: „Meistens am Ende der chirurgischen Station.“

Der Arzt: „Warum gerade dort, wolltest du selbst es so?“

Der Pfleger: „Befehl ist Befehl, ich muß machen, was sie sagen.“

Der Arzt: „Und dieser Kranke kommt auch aus der Festung?“

Der Pfleger: „Genau. Vor einer Woche. Ich bring ihn gerade zum Röntgen.“

Der Arzt ging etwas zurück, blickte mir ins Gesicht, verabschiedete sich vom Pfleger und ging.

An einer Tür drückte der Pfleger die Klingel. Wir warteten. Es dauerte einige Minuten, bis die Tür geöffnet wurde. Ein junger, höflicher Pfleger bat uns, noch fünf Minuten vor der Tür zu warten, weil im Wartezimmer kein Platz frei sei.

Der Pfleger, der mich hergebracht hatte, sagte: „Ich habe aber keine Erlaubnis, im Flur zu warten, und ich kann auch nicht im Wartezimmer warten, diesen Kranken müssen Sie gleich drannehmen, er ist vorher angemeldet worden.“

Der andere Pfleger sagte: „Gerade ist einer von oben mit seinem Kranken gekommen, er ist nicht bereit, seinen Kranken einem anderen Pfleger anzuvertrauen und zitiert ständig Koranverse, daß eine fremde, religiös unreine Hand niemanden berühren darf.“

Die beiden Pfleger tauschten ein Lächeln aus, und so blieb uns nichts anderes übrig als vor der Tür zu warten.

Der junge Arzt, der zuvor mit dem Pfleger kurz gesprochen hatte, kam gerade des Weges. Er war in ein Gespräch mit einem älteren Arzt vertieft. Als sie uns erreichten, blieben sie einen Moment stehen. Der ältere Arzt begrüßte den Pfleger ebenfalls. Derweil bückte sich der Jüngere über meinen Rollstuhl und fragte mich: „Waren Sie nicht Lehrer am Gymnasium?“

Ich starrte ihm einen Moment ins Gesicht. Ich spürte einen Kloß im Hals, die Erinnerung flammte in mir auf, so daß ich am liebsten aufgeschrien hätte, Hilfe, Hilfe, so helft mir doch, Menschen!

Aber ich wußte mich zu beherrschen und schaute ihn weiter unverwandt an. Dann nickte ich und antwortete: „Ja, Herr Doktor, ich war Lehrer, Mathematiklehrer.“

Der Arzt fragte: „In der Haschtrudi-Oberschule?“

„Ja“, antwortete ich.

Der Arzt fragte weiter: „Kennst du mich nicht?“

Ich schaute ihn genauer an, seine Augen, seine Haare, irgendwas weckte in mir Erinnerungen.

Ich sagte: „Sie kommen mir bekannt vor. Aber ich weiß nicht wie und woher.“

Er sagte: „Ich war Ihr Schüler in der Abitursklasse.“

Diese Worte waren für mich wie ein zärtliches Streicheln, ein Glücksgefühl überströmte mich. Ich wollte fragen, vor wieviel Jahren das war.

Da hallte eine wütende Stimme durch den Gang.

Es war die Stimme einer jungen Frau, der der Tschador runtergerutscht war, so daß sie ihn sich unter den Arm geklemmt hatte. Ihre zerzausten Haare schauten unter dem Kopftuch hervor, und wütend schimpfte sie los: „Betrüger, Lügner, mein Kind, mein zwölfjähriges Kind habt ihr betrogen, es an die Front gekarrt, ihm die Hände amputiert, nicht einmal einen Fuß habt ihr ihm gelassen. Dann pflegt es jetzt auch. Es hat Schmerzen und ist doch noch ein Kind. Diese Qualen kann es nicht mehr ertragen, ihr verdammten Kerle, ihr elenden Lügner, warum habt ihr nicht eure eigenen Kinder an die Front geschickt? Warum geht ihr nicht selbst an die Front? Wieso hat Khomeini seinen Sohn Ahmad am Fuße des Dschemaran-Bergs versteckt?“

Die junge Frau setzte sich mitten im Gang hin und begann zu weinen und zu klagen. Sie schlug sich auf den

Kopf und auf die Brust, zerkratzte sich das Gesicht, raufte sich die Haare und verfluchte das Schicksal:

„Wer hat gesagt, daß Gott gerecht ist? Was ist das für eine Gerechtigkeit? Gott, ich wünsche mir, daß dein Khomeini genauso viel Leid ertragen muß wie ich, daß dein Ahmad Khomeini ebenfalls Hände und Füße verliert.“

Im Flur erschienen mehrere Pasdaran, die sich auf die junge Frau stürzten und sie davonschleiften.

Vor jedem Zimmer standen mehrere Leute und flüsternten miteinander, und die Pfleger und Ärzte forderten die Kranken auf, in ihre Zimmer zurückzukehren.

Inzwischen kam ich an die Reihe, der Pfleger brachte mich ins Wartezimmer und ein paar Minuten später ins Röntgenzimmer. Der Pfleger dort machte mich für die Aufnahmen bereit, als eine dritte Person den Raum betrat. Aus ihren Worten erfuhr ich, daß er der Röntgenspezialist war. Sie begannen ihre Arbeit, aber meine Schmerzen und meine Schwäche machten Änderungen der Position zu einem schwierigen Unterfangen, so daß sie äußerste Vorsicht walten ließen. Als ich auf den Bauch liegen sollte, zerriß es mich fast vor Schmerzen und ich schrie laut auf.

Der Röntgenfachmann sagte entschuldigend, als hätte er einen Fehler gemacht: „Entschuldigen Sie, es tut mir leid, es ist schlimm, was die armen Kranken auch hier noch an Qualen ausstehen müssen.“

Der Röntgenassistent fügte deprimiert hinzu, als er die Worte seines Kollegen hörte: „Jedesmal, wenn sie einen von oben bringen, ist es so, manchmal sechs, sieben Mal am Tag.“

Der Röntgenologe sagte: „Solche Schäden – nach einem Unfall, okay, oder im Krieg, das geht noch an, aber die Kranken, die von oben runtergebracht werden, das ist zum Verrücktwerden, wenn ich die untersuche, muß ich ständig daran denken, was mit denen angestellt wird, daß sie nachher so übel zugerichtet sind.“

Der Pfleger, der mich hergebracht hatte, meinte:

„Und was erst, wenn Sie an meiner Stelle wären? Sie haben ja nur beim Röntgen mit diesen Kranken zu tun, aber ich – Tag und Nacht.“

Die drei sprachen von anderen Personen, ohne deren Namen zu erwähnen, von Männern und Frauen, die noch in viel schlimmerer Verfassung waren.

Als sie mit dem Röntgen fertig waren, band mich der Pfleger wieder so am Rollstuhl fest, wie er es auf dem Hinweg getan hatte, und wir gingen zu meiner Abteilung zurück. Er war gerade damit beschäftigt, mich ins Bett zu hieven, als der Bärtige mit dem Rosenkranz in der Hand auf der Türschwelle erschien und fragte: „Wieso kommen Sie so spät?“

Der Pfleger sagte: „Es war viel Betrieb dort. Wir mußten lange warten, bis wir an die Reihe kamen.“

Der Bärtige fragte: „Wieso haben Sie nicht vorher angerufen und hier oben gewartet, bis Sie an die Reihe kamen?“

Der Pfleger sagte: „Ich habe auch angerufen und mich eintragen lassen. Aber genau in dem Moment, als ich den Kranken hinbrachte, hat jemanden anders seinen Kranken gebracht und hat Druck gemacht, damit er vor uns an die Reihe kam.“

Der Bärtige fragte nach: „Wer nimmt sich hier das Recht raus, Druck zu machen? Wenn wir an der Reihe sind, hat da niemand was dran zu ändern. Unsere Kranken sind schließlich keine normalen Kranken, sie hatten keinen Unfall und kommen auch nicht von der Front, das ist ein gewaltiger Unterschied. Mit allen Stationsleitern ist darüber gesprochen worden, und alle wissen, daß unsere Kranken nicht auf öffentlichen Plätzen rumstehen dürfen. Ich werde gleich anrufen und werde dem Stationsleiter die Rechnung servieren.“

Etwas später hörte man den Bärtigen vom Flur übers

Telefon schimpfen: „Warum haben Sie den Kranken im öffentlichen Raum warten lassen?“

Die Antwort war nicht zu hören.

„Was, er war nicht im Wartezimmer, er stand vor der Tür?“ ... Die Stimme des Bärtigen überschlug sich fast: „Das wird ja immer besser!“ ... „Mit wem soll ich reden?“ ... „Mit Hadsch Agha Mohtaschami? Ist er denn da?“ ... „Ah, Innere Abteilung, Zimmer 12.“ ... Die Stimme des Bärtigen wurde auf einmal ganz zuvorkommend: „Also, wenn Hadsch Agha, unser Herr und Meister, die Anweisung gegeben hat, ist alles in Ordnung. Aber es wäre besser gewesen, wenn Sie den Kranken nicht auf dem Gang hätten warten lassen und ihn wieder hierher zu uns zurückgeschickt hätten, bis er an der Reihe war.“

Es war wie mit einem Luftballon, den man loszischen läßt, bis er zusammengeschrumpelt in einer Ecke landet. An diesem Tag bekamen wir den Bärtigen jedenfalls nicht mehr zu Gesicht.

Am Mittwoch Morgen wartete ich auf den Orthopäden. Ich fühlte mich gar nicht wohl, weil ich befürchtete, daß ich nur noch ein paar Tage im Krankenhaus bleiben und dann wieder ins Ewin-Gefängnis zurückgebracht würde. Ich wünschte mir, daß der Orthopäde mir eine längere Behandlung verordnete, die ein paar Monate dauern würde. Ich wünschte mir, daß er sagte, der Kranke befinde sich in Lebensgefahr. Wenn er nicht im Krankenhaus bleibe und behandelt werde, werde er sterben.

Die Sonne hatte unterdessen ihren Strahlenfächer auf meinem Bett ausgebreitet und spendete wohlthuende Wärme. In meinem Kopf lösten sich schöne Träume und Schreckensbilder wechselseitig ab.

Meine Augenlider fielen zu und ich hatte das Gefühl zu schweben, als mich die Gegenwart des Arztes wieder wach werden ließ.

Stöhnend vor Schmerzen erwiderte ich den respekt-

vollen Gruß des Arztes unter den schweigenden Blicken des Pflegers.

Der Arzt untersuchte mich gründlich, studierte die Röntgenbilder aufmerksam und stellte verschiedene Fragen, die ich haarklein beantwortete. Ich erklärte ihm, was für Schmerzen sich nach welchen Folterungen einstellten.

Der Arzt, sichtlich betroffen, versuchte mich zu trösten und mir Hoffnung zu geben: „Sie sind bald geheilt. Dann können Sie wieder ordentlich gehen und rennen. Jetzt ist nicht der Zeitpunkt zu jammern, jetzt müssen Sie tüchtig essen, das Bett verlassen, herumgehen, sich im Schnellgehen und Rennen üben. Manchmal muß der Mensch auch rennen können. Ich verschreibe Ihnen zehn Sitzungen beim Physiotherapeuten. Zweimal pro Woche wird man Sie dorthin bringen, zu einem Spezialisten, einem sehr engagierten Menschen, der Ihnen viel helfen kann.

Der Arzt verschrieb mir die entsprechende Behandlung, dann verabschiedete er sich freundlich und ging.

Der Pfleger ging ebenfalls, um das Mittagessen zu bringen.

Die Worte des Arztes hatten mir Mut gemacht, ich platzte fast vor Freude. Fünf Wochen, ganze fünf Wochen durfte ich noch im Krankenhaus bleiben. Das war für mich das wertvollste Geschenk.

Am Donnerstag hatte ich den ersten Termin beim Physiotherapeuten. Die Freude auf den nächsten Tag ließ den restlichen Mittwoch schnell verstreichen.

Am nächsten Tag kam ein neuer Pfleger, band mich am Rollstuhl fest und brachte mich ins Erdgeschoß des Krankenhauses. Wir fuhren bis zum Ende eines langen Korridors und kamen in einen Innenhof. Dort wartete ein Krankenwagen. Der Pfleger und zwei Pasdaran halfen mir beim Einsteigen. Der Pfleger stieg aus, die beiden

Pasdarán blieben bei mir. Das Auto fuhr los, verließ das Krankenhausgelände, und einer der beiden wies mich an, nur auf den Fußboden zu schauen.

Die Fahrt dauerte vielleicht eine halbe Stunde, dann hielten wir vor einer Klinik, und ich mußte aussteigen.

Ich kannte die Klinik und auch den Orthopäden dieser Klinik. Ich versuchte, mir die Freude nicht anmerken zu lassen und meinem Gesicht einen Ausdruck der Gleichgültigkeit und der Trauer zu geben, aber es fiel mir schwer.

Zuerst brachten sie mich zum Orthopäden. Als der Arzt seine Brille zurechtgerückt hatte, schaute er mich an, als ob ich ein Fremder wäre und er mich nie gesehen hätte. Er ordnete an, mich auf ein Bett zu legen, dann untersuchte er mich und stellte kurze Fragen, die ich knapp beantwortete.

Auf Anweisung des Arztes brachte mich ein Pfleger zum Physiotherapeuten. Zwanzig Minuten später wurde ich wieder den Pasdarán übergeben und ins Krankenhaus zurückgefahren.

Den ganzen Nachmittag und die Nacht über grübelte ich, warum der Arzt sich mit keinem Zeichen zu erkennen gegeben hatte. Warum er mich so streng und kurz angebunden untersucht hatte. Warum die Pasdarán im Behandlungszimmer geblieben waren.

Am Freitag und Samstag aß ich gut, verließ das Bett und spazierte in meinem Zimmer umher, setzte mich ans Fenster und zählte die funkelnden Sterne am Firmament, hielt mit dem Mondschein Zwiegespräche und versank in den Anblick des Sonnenaufgangs.

Am Sonntag wurde ich wieder zum Physiotherapeuten gebracht. Diesmal bekam ich den Arzt gar nicht zu Gesicht. Ein Pfleger übernahm mich aus den Händen der Pasdarán und führte mich in die Klinik. Während der Massage vernahm ich die vertraute Stimme des Arztes, der hin-

ter einem weißen Vorhang stand. Er rief den Pfleger zu sich und gab ihm einige Anweisungen. Nach dem Ende der Behandlung wurde ich wieder ins Krankenhaus gefahren.

Einige Fragen beschäftigten mich. Ich wälzte mich unruhig im Bett hin und her und konnte nicht einschlafen. Ich stand wieder auf, ging ans Fenster und schaute hinaus, aber immer wieder kam mir die Frage: „Wieso verhalten sich der Arzt und die Mitarbeiter seiner Klinik so abweisend zu mir?“

Und schon rückte der nächste Termin näher. Es war Donnerstag. Der Pfleger führte mich wieder ins Erdgeschoß, dort brachte er mich ans Ende des Gangs, wo mir der junge Arzt, der behauptet hatte, mein Schüler gewesen zu sein, entgegenkam, während er sich mit einem anderen Arzt unterhielt. Als sie näher kamen, hielten sie und fragten den Pfleger, wohin er mich bringe. „Zur Physiotherapie“, lautete seine Antwort.

Alle beide wünschten mir herzlich gute Besserung. Am Sonntag darauf befahl mich schon am frühen Morgen eine unerklärliche Angst. Wie schön wäre es, wenn die Tage ganz langsam verstrichen und der nächste Tag ganz langsam käme, ja am liebsten wäre es mir gewesen, wenn die Wochen stehengeblieben wären.

An diesem Tag erschien ein neuer Pfleger in meinem Zimmer. Er band mich mit strenger Miene am Rollstuhl fest. Meine Versicherung, daß ich selber gehen könne und keinen Rollstuhl mehr brauche, stieß bei ihm auf taube Ohren.

Der Pfleger sagte: „Sie haben gerade angerufen, daß heute in der Praxis viel los ist, wir sollten besser eine halbe Stunde früher kommen.“

Der Bärtige fragte: „Ist der Krankenwagen bereit?“

„Ich habe angerufen, der Wagen kommt sofort“, antwortete der Pfleger.

Darauf der Bärtige: „Falls der Krankenwagen und die

Brüder Pasdaran noch nicht da sein sollten, drehen Sie um und kommen wieder hoch.“

Der Pfleger schob meinen Rollstuhl an, und wir gingen los. Wir fuhren gerade durch einen langen Korridor im Erdgeschoß, als uns von hinten ein Pfleger rief. Mein Begleiter blieb stehen und der Rollstuhl mit ihm. Der Pfleger, der uns jetzt eingeholt hatte, sagte: „Heute hätte er eine Blutuntersuchung gehabt, wieso haben Sie ihn nicht gebracht? Wohin bringen Sie ihn denn jetzt?“

„Ich habe heute auf dem Plan keine Blutuntersuchung eingetragen gesehen. Vielleicht ist die an einem anderen Tag.“

„Laut Anweisung des Arztes hat er heute Blutuntersuchung, deshalb hat er heute auch einen Termin bekommen.“

„Aber jetzt ist es zu spät, er muß zur Physiotherapie. Verlegen Sie's doch auf einen anderen Tag.“

„Aber es ist doch nur kurz, ein paar Minuten, und er ist fertig. Heute hat er nun mal seinen Termin. Der Arzt braucht die Ergebnisse.“

„Dann müssen wir mit der Station telefonieren und Hadsch Agha um Erlaubnis bitten. Ohne Erlaubnis geht es nicht.“

„Was hat das denn mit Hadsch Agha zu tun, schließlich hat der Arzt das so angeordnet.“

„Und ob das was mit ihm zu tun hat. Der hat mehr zu sagen als der Direktor des Krankenhauses.“

Mein Pfleger ging darauf zum Telefon, um den Bärtigen um Erlaubnis zu fragen. Das Telefon war anscheinend kaputt, so daß er noch immer nicht wußte, was er tun sollte. Er klopfte an eine Tür und bat um Erlaubnis, mit der chirurgischen Abteilung telefonieren zu dürfen, aber es wurde gerade gesprochen, und er mußte warten. Mein Pfleger ging schon mal rein. Die Tür stand ein Stück weit offen. Der andere Pfleger und ich warteten draußen auf dem

Gang. Nach ein paar Minuten beendete der Angestellte sein Gespräch und übergab den Hörer meinem Pfleger.

Genau in dem Moment, als dieser wählte, setzte der andere Pfleger meinen Rollstuhl langsam in Bewegung. Ich selbst konnte ohnehin nichts machen, und da ich aus der Geschichte mit der Blutuntersuchung nicht schlau wurde, blieb ich ruhig und wartete ab. Als der Rollstuhl losfuhr, dachte ich nur, daß der Pfleger wohl nicht warten wollte und mich schonmal zur Untersuchung brachte. Aber kaum hatte er mich angeschoben, wurde der Rollstuhl immer schneller, der Pfleger rannte fast. Wir waren vielleicht zwanzig Meter weit gekommen, als wir in ein Treppenhaus einbogen. Jemand mit Zivilkleidung und einem Sack in der Hand stand am Treppengeländer angelehnt. Sobald er mich sah, kam er zu mir und setzte den Sack auf meinen Knien ab. Mit vereinten Kräften brachten mich die beiden im Rollstuhl die Treppe runter, zwei Stöcke tiefer. Dann banden sie mich los und zogen mir die Krankenhauskleidung aus. Ich hatte ein zwiespältiges Gefühl dabei. Unterdessen holten sie aus dem Sack eine Jacke, eine Hose, ein Hemd, Schuhe und einen abgewetzten, etwas zu weiten Hut und halfen mir beim Anziehen. Ich hatte Angst, keiner sagte ein Wort. Die beiden waren ganz nervös und wollten mich möglichst rasch anziehen. Mir gingen einige Fragen durch den Kopf:

- Sind das Freunde?

- Sind das Ermittler, die mich entführen und heimlich, still und leise umbringen wollen?

- Sind das welche von uns, die mich befreien wollen?

- Wer hat sie benachrichtigt? Die Ärzte? Die Pfleger? Die Familie?

Inzwischen waren wir mit dem Anziehen fertig. Der Pfleger zog seinen Kittel aus, legte ihn über den Rollstuhl und sagte zu mir: „Los, halt dich an meinen Schultern fest!“ „Wozu, ich kann doch selbst gehen!“

Der Mann, der den Sack hielt, sagte: „Jetzt ist keine Zeit zu gehen, wir müssen rennen. Wenn wir uns nicht rasch auf die Beine machen, ist alles umsonst.“

Mein Herz fing heftig an zu pochen, als ich spürte, daß sie mich retten wollten.

Ich sagte: „Versuchen wir's doch, vielleicht kann ich ein Stückchen rennen.“

Vom Treppenhaus kamen wir in einen sehr schmalen Gang. Nun glaubte ich ihnen, daß sie mich retten wollten. Nun trieb mich die Hoffnung vorwärts. Die Schmerzen schienen schon Jahre zurückzuliegen, ich lief zwischen den beiden durch den engen, feuchten Gang. Wir waren vielleicht 40 Meter gerannt, als wir das Ende des Gangs erreichten. Wieder kamen wir in ein Treppenhaus und stiegen zwei Etagen aufwärts. Durch eine offene Tür fiel Sonnenlicht ins Treppenhaus, wir gelangten ins Freie. Ich konnte kaum mehr atmen und benötigte ihre Hilfe. Sie führten mich zu einem Auto, das dort parkte, und wir stiegen ein. Derjenige, der zuerst den Pflegerkittel getragen und ihn dann über den Rollstuhl gelegt hatte, stellte sich als Asim vor, der andere als Saber.

Saber setzte sich ans Steuer, Asim und ich nahmen auf dem Rücksitz Platz. Ein paar Minuten später fuhren wir durch die Südausfahrt des Krankenhauses, einen Nebenausgang. Kurz vor einer Kreuzung hielt der Fahrer, drehte seinen Kopf nach hinten um und sagte zu mir: „Wir beide müssen jetzt aussteigen und ein Stück zu Fuß gehen.“ Dann wandte er sich Asim zu: „Sei vorsichtig. Laß das Auto erstmal bei dir in der Garage und mach vorne und hinten das Nummernschild gleich wieder dran.“

Wir stiegen alle drei aus, Asim drückte uns die Hände und verabschiedete sich mit den Worten: „Wir werden's schon schaffen.“

Meine Zweifel waren immer noch nicht ganz ausgeräumt, und so sagte ich schlicht: „Auf Wiedersehen.“

Asim setzte sich ans Steuer und fuhr los, ich folgte Saber in eine Gasse.

Saber, der mir zwei Schritte vorausging, blieb stehen und erklärte: „Diese Gasse müssen wir bis ans Ende gehen, dort habe ich mein Motorrad abgestellt. Wir fahren damit zu Hassans Haus, den Hassan kennst du doch? Den Hassan Daryakenari.“

Als ich Hassans Namen hörte, wichen in mir die letzten Reste an Ungewißheit, und ich schöpfte endlich Vertrauen. Aber noch schwieg ich und hörte nur zu.

Am Ende der Gasse war tatsächlich ein Motorrad geparkt. Saber ging darauf zu, schloß es auf und ließ mich hinter sich aufsteigen. Minuten später bewegten wir uns schon in einem Strom von Autos und Motorrädern durch eine belebte Straße. Der Gestank der Abgase einiger Lastwagen bereitete mir Übelkeit, und manchmal mußte Saber an einer roten Ampel direkt neben so einem LKW warten. Das Motorengeräusch des Lasters, die Abgase und die Angst lasteten zentnerschwer auf mir, auf einmal begann alles um mich zu kreisen. Ich schloß die Augen und klammerte mich noch fester an Saber.

Kaum hatte ich sie geschlossen, sah ich vor mir das Ewin-Gefängnis, die Verhörbeamten und Ladschewardi, und schnell machte ich die Augen wieder auf. Ich versuchte, meine Aufmerksamkeit auf den Bürgersteig, die Geschäfte und die verschiedenen Schilder zu konzentrieren, aber auch hier ließen mich jene Zweifel nicht los, die manchmal so stark wurden, daß ich alles für ein inszeniertes Spektakel hielt.

Auf dem Ferdousi-Platz fuhr vor uns ein Streifenwagen der Hilfspolizei und mir wurde plötzlich ganz kalt. Der Streifenwagen bog am westlichen Ende des Platzes in eine Straße ein, während Saber im Kreis fuhr, bis er in die südlich gelegene Ferdousi-Straße einbog. Die Zitterpartie war ausgestanden!

Je mehr wir uns dem Süden näherten und je mehr wir uns vom Ewin-Gefängnis entfernten, desto mehr beruhigte ich mich. Als wir schließlich in das Viertel einbogen, in dem Hassan Daryakenari wohnte, wünschte ich mir, Asim noch einmal zu sehen, um ihm die Hände zu drücken und Dankeschön zu sagen.

In der Gasse, in der Hassans Haus stand, ließ Saber mich absteigen und sagte mir, ohne selbst abzusteigen:

„Hassans Haus findest du ja wohl allein. Ich muß jetzt umkehren.“

Saber wendete, und mit einem gewinnenden Lächeln reichte er mir die Hände. Ich ergriff sie beide, drückte sie herzlich und wünschte ihm Gesundheit und Erfolg. Dann fuhr er langsam davon.

So ging ich auf Hassans Haus zu. Bevor ich auf den Klingelknopf drücken konnte, ertönte eine Stimme: „Guten Tag!“

Es war Hassans Stimme. Sie kam aus einem Fenster. Einen Moment später öffnete sich die Tür. Dahinter, im Flur, stand Hassan mit seiner Frau. Wir umarmten uns, und vor Freude kamen uns die Tränen.

Ein paar Minuten verstrichen in völliger Stille. Die Flucht kam mir vor wie ein Märchen, ich war noch ganz benommen davon. Schließlich führte mich Hassan ins Gästezimmer. Er trug den Tee auf, und seine Frau servierte Gebäck und eine Schale Obst, dann ließen sie mich in ihrer Mitte Platz nehmen.

Während Hassans Frau mir den Tee einschenkte, sagte sie: „Bis heute wissen wir noch nicht, wie sie dich verhaftet haben – hat dich jemand verraten?“

Auf solcherlei Fragen hatte ich schon immer gewartet, und so legte ich los:

„Ja, jemand hat mich verraten, aber er wußte nichts Genaues, er vermutete es nur. Die Staatsanwaltschaft im Ewin-Gefängnis war hinter mir her, aber sie hatte meine

Adresse nicht. Deshalb wurde ich auf der Straße erkannt und verhaftet.“

Hassan erzählte: „Nach deiner Verhaftung haben ich und viele andere ihre Wohnungen erst einmal verlassen, einige, von denen du den Arbeitsplatz wußtest, sind mit verschiedenen Ausreden nicht zur Arbeit gegangen. Wir waren uns zwar sicher, daß du nicht reden würdest, aber wir mußten die Sicherheitsregeln respektieren. Je mehr die Zeit verging, desto sicherer wurden wir, daß die Verhörbeamten von dir nichts erfahren haben. Besonders nach dem Besuch deiner Frau und deines Vaters waren wir wieder vollauf beruhigt. Beunruhigt waren wir allerdings wegen dir, wir machten uns Sorgen um deine Gesundheit, wir fürchteten, daß Ladschewardi und seine Beamten dich vor Wut einfach ohne großes Aufsehen hinrichten würden.“

Schnell kamen wir ins Gespräch. Hassan und seine Frau berichteten, was draußen passiert war, ich erzählte von den Verhören und von der Situation drinnen.

Wir hatten die Zeit völlig vergessen, als es langsam dunkel wurde. Hassan und seine Frau gingen in die Küche, um Essen zuzubereiten. Ich schloß mich ihnen an, und die Unterhaltung ging weiter.

Um neun Uhr abends klingelte es an der Tür. Hassan ging, um aufzumachen, und sagte: „Es ist Saber.“

Als sie sich begrüßten, erkannte ich Sabers Stimme.

Sie kamen ins Gästezimmer. Saber trug einen schicken Anzug, gar nicht zu vergleichen mit dem, was er am Morgen anhatte.

Nachdem die Begrüßung vorbei war, sagte Saber zu mir gewandt: „Wir müssen gehen.“

Unruhig wollte ich wissen: „Wohin?“

Saber erwiderte: „Woandershin, jedenfalls nicht hier.“

Ich fragte: „Was habt Ihr denn vor?“

„Dich in Sicherheit zu bringen“, war seine Antwort.

Hassan fügte beschwichtigend hinzu, um meine Span-

nung zu lösen: „Unser Haus ist auf lange Sicht kein sicherer Ort für dich. Saber bringt dich an einen Ort, wo du zumindest ein paar Monate bleiben kannst, bis eine Lösung für dich gefunden ist.“

Ich sagte: „Ich kann dazu nichts sagen, ich stehe ganz zu eurer Verfügung.“

Es gab noch einen bewegenden Abschied von Hassan und seiner Frau, dann gingen wir.

Am Ende der Gasse bogen wir in eine Straße ein. Saber führte mich zu einem Auto, er setzte sich ans Steuer, ich setzte mich neben ihn. Ein paar Minuten herrschte Schweigen, dann fing Saber an zu sprechen:

„Wir fahren nach Qolhak zu einem Freund, den du nicht kennst. Zu ihm haben wir volles Vertrauen. Er ist in deinem Alter. Seine Frau, seine Kinder, alle sind gegen das Khomeini-Regime. In seinem Haus kannst du dich erstmal richtig erholen, Bücher lesen, Radio hören, Zeitungen gibt es auch, und es ist eine wirklich nette Familie. Dort fühlst du dich bestimmt nicht allein. Nur darfst du das Haus nie verlassen, nie den Hörer abnehmen, wenn das Telefon klingelt, niemanden anrufen, auch nicht am Fenster stehen. Leider kannst du zur Zeit auch deine Familie nicht kontaktieren, das ist für sie, für dich und für uns gefährlich. Du mußt ausharren, bis wir vielleicht eine Lösung für dich gefunden haben. Es ist nicht leicht, im Haus eingesperrt zu sein, aber mit dem Gefängnis, erst recht mit dem Ewin-Gefängnis, ist es nicht zu vergleichen.“

Sabers Worte machten mich ganz gespannt. Ich stellte mir vor, mit einer Familie zusammen zu leben, Zeitungen und Bücher zu lesen, gemeinsame Gespräche zu führen, ich konnte es kaum fassen. Es erschien wie ein unerfüllbarer Wunschtraum. Hatte ich zuvor meine Tage in einer wenige Quadratmeter großen Zelle verbracht, krank und schmerzgekrümmt, stets auf das nächste Ver-

hör, auf die nächsten Peitschenhiebe wartend, klangen diese Worte für mich ganz verheißungsvoll.

Ich erzählte Saber von der harten Zeit der Verhöre, von den Strapazen der Gefangenschaft in den Zellen. Mitten in meinen Schilderungen hielt Saber an – ich mußte aussteigen.

Wir waren in Qolhak angekommen, in der Blütenstraße.

Ohne zu klingeln, zog Saber einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Wir traten ein und machten die Tür hinter uns zu. Im Flur sahen wir eine offene Tür. Ein Mann und eine Frau mittleren Alters kamen ganz aufgeregt heraus, gaben Saber die Hand und küßten ihn zur Begrüßung. Dann stellte Saber mich ihnen vor. Er legte der Frau seine rechte Hand auf die Schultern, dem Mann die linke, und sagte: „Sahre ist meine Schwester, Resa ihr Mann.“

Sahre und Resa führten uns ins Gästezimmer, brachten Tee und Obst, dann ging Resa in den Flur und rief laut: „Kinder, kommt, Onkel Saber ist da.“

Resa hatte sich noch nicht hingesetzt, als man die Kinder die Treppe runterstürmen hörte. Sie schrien durcheinander und lachten, als sie hereinkamen. Es waren zwei Mädchen und drei Jungen unterschiedlichen Alters.

Während Saber ihnen die Hand gab und sie küßte, stellte er sie mir einzeln vor.

So begann für unbestimmte Zeit mein Leben im Kreise der Familie von Sahre und Resa unter dem Namen Onkel Sadeq.

In den ersten Tagen verschlang ich gierig Zeitungen, Bücher und Radionachrichten, aber nach und nach begann ich auch, im Haus mitzuhelfen. Nach einigen Wochen bot sich mir eine Gelegenheit, die mir große Freude bereitete: Jetzt konnte ich im kleinen Rahmen wieder in meinen Fächern unterrichten – Mathematik und Physik.

Der Unterricht, die Diskussionen mit Sahre und Resa, die gelegentlichen Besuche Sabers, die Buch- und Zeitungslektüre, das Hören verschiedener Sender, das alles zusammen füllte meinen Tag rasch. Und trotzdem suchte mich die Sehnsucht nach meiner Familie, der Wunsch, vor der Gefahr der Wiederverhaftung zu fliehen, die Angst vor dem Gefängnis, davor, gefoltert zu werden, täglich aufs neue heim.

Acht Monate waren so vergangen, als Saber eines Tages bedrückt und niedergeschlagen im Haus erschien. Als wir nach dem Grund fragten, erzählte er, daß einige Freunde verhaftet wurden. Sahre und Resa versanken in nachdenkliches Schweigen.

Sahre fragte ihn: „Wann ist Parjusch verhaftet worden?“  
„Gestern nachmittag“, antwortete Saber.

Resa meinte: „Wenn Parjusch unter der Folter zusammenbricht, sind auch wir in Gefahr.“

Saber sagte: „Ich bringe Sadeq heute woanders hin. Und ihr müßt das Haus von oben bis unten „säubern“.“

Saber sagte zu mir, ich solle mich anziehen und mich zum Gehen fertig machen.

Sahre fügte hinzu: „Wenn Sadeq nicht hier bleibt, gibt es keinen Grund zur Besorgnis. Denn Parjusch weiß nicht sehr viel über uns. Parjusch denkt, daß wir nur gegen das Khomeini-Regime sind, nicht mehr. Wenn die Regierung alle verhaften will, die gegen sie sind, dann muß sie mehr als zwanzig Millionen Menschen ins Gefängnis werfen.“

Und Resa sagte: „Wenn Parjusch uns als Regierungsgegner erwähnt, dann ist damit zu rechnen, daß sie hier erscheinen, und sei es nur, um das Haus zu durchsuchen.“

„Aber wenn Sadeq nicht im Haus ist, gibt es auch nichts zu befürchten,“ meinte Sahre.

Saber drängte mich: „Los, zieh dich an.“

Ein paar Minuten später saß Saber wieder am Steuer,

und ich schweigend neben ihm, ohne zu wissen, wohin die Fahrt ging.

Daß ich mich so plötzlich von Sahre und Resa trennen und in Abwesenheit der Kinder das Haus verlassen mußte, machte mir schon zu schaffen, es war, als hätte ich dort ein Stückchen von meinem Herzen zurückgelassen.

In dieser Stimmung hatte ich keine Lust, Sabers Schweigen zu brechen und ihn nach dem Ziel zu fragen. Ich zögerte nicht, ihm meine Sicherheit anzuvertrauen, da hatte ich keine Angst mehr.

Sabers bleiernes Schweigen hielt auch an, als er uns durch den dichten Verkehr und durch Staus chauffierte, er lenkte mit sicherer, ruhiger Hand, lies andere Autos vor und hielt für Fußgänger an, die die Straße überqueren wollten.

Am Revolutionsplatz, wo ein Riesenverkehrsgetümmel herrschte, brach er endlich sein Schweigen und sagte:

„In solchen Momenten muß man unheimlich aufpassen, um sich nicht noch zusätzliche Probleme aufzuhalten.“

Dann bog er in das Viertel ein, in dem Hassan wohnte, parkte in einer Seitenstraße in der Nähe von Hassans Haus und fragte mich: „Findest du von hier zu Hassan?“

Ich warf einen prüfenden Blick auf die Straße und sagte: „Ja.“

Saber fuhr fort: „Hassan und Setare warten auf dich. Wir haben keinen anderen Ausweg, du mußt ein paar Wochen hier bleiben. Vielleicht finden wir bis dahin einen Weg, wie du weiter fliehen kannst.“

Saber sagte, daß er Mitte der Woche bei mir vorbeischauen werde, dann ließ er mich aussteigen und fuhr fort.

Als ich klingelte, machte mir Setare sofort die Tür auf, als hätte sie dahinter auf mich gewartet, und ich trat ein. Hassan war ebenfalls in den Flur gekommen. Wir begrüßten und umarmten uns.

Dann brachten sie mich in ein Zimmer, das sie eigens für mich hergerichtet hatten, sie zeigten mir die Bücher, das Radio und die Schlafstätte, dann führten sie mich in die Küche, um mir die Benutzung der Küchengeräte zu erklären, zeigten mir die Lebensmittel, die sie für mich gekauft hatten, und sagten: „Wenn dir die Lebensmittel ausgehen, werden wir wieder für dich einkaufen.“

Setare und Hassan geleiteten mich darauf ins Gästezimmer, und ohne sich zu setzen, sagte Setare: „Du wirst allein in diesem Haus sein. Saber wird dich ab und zu besuchen, er hat einen Schlüssel.“

Ganz verwundert fragte ich: „Und wohin geht ihr?“

Hassan antwortete: „Mach dir keine Sorgen um uns. Unter dem großen, weiten Himmel haben wir auch ein Plätzchen für uns aufgetrieben. Saber ist ganz optimistisch. Er hofft, dich bald nach Europa schicken zu können. Sobald du dort bist, kehren wir wieder in unser Haus zurück.“

Hassan und Setare wußten, daß wir uns so bald nicht wieder sehen würden, und wir verabschiedeten uns herzlich. Ich blieb allein zurück. Die Haustür mußte geschlossen bleiben, telefonieren kam nicht in Frage, und solange ich im Haus war, würden Hassan und Setare auch nicht mehr kommen. Nur eine Person hatte den Schlüssel und konnte mich besuchen, aber wann, um wieviel Uhr, an welchem Tag? So mußte ich mich gedulden.

Die Bücher und das Radio retteten mich vor der Einsamkeit, ich vertrieb mir tagelang damit die Zeit.

Eine Woche war vorbei. Entgegen meiner täglich genährten Hoffnung war von Saber nichts zu hören. Allmählich packte mich die Ungewißheit. So manche Gedanken stiegen in mir auf. Meine Sorge galt nicht mir und meinem Essen, denn davon hatte ich genug, zumal ich mir vorsichtshalber alles in Rationen eingeteilt hatte, damit es nicht zu früh ausginge und wieder nachgekauft

werden müsse. Was mir Sorgen bereitete, war Saber, nicht zu wissen, was mit ihm war, warum er nicht kam. Ich fürchtete, er könnte verhaftet worden sein. Manchmal plagte mich die Vorstellung, er sei tatsächlich verhaftet worden und leiste unter der Folter allen erdenklichen Widerstand, weil er nicht bereit war, ein Wörtchen über den Ort zu verraten, an dem ich mich versteckt hielt. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, wenn Saber nicht kam.

Nach zehn Tagen war es endlich soweit. Ich war gerade in der Küche, um mir das Mittagessen zu kochen, als sich ein Schlüssel im Hoftor drehte, das Tor geöffnet und einen Moment später geschlossen wurde, während ich mit gespitzten Ohren in der Küche lauschte. Dann sah ich ihn selbst. Saber trat mit einigen Paketen Lebensmitteln und Obst ein. Ich grüßte und fragte besorgt, wie es ihm gehe.

Saber erwiderte schmunzelnd, daß es allen, Hassa und Setare, Sahre und Resa und ihren Kindern gut gehe. Dann fragte er, wie es mir so gehe, und als er erfuhr, daß ich die Nahrungsmittel in Rationen eingeteilt hatte, entfuhr ihm ein schallendes Gelächter: „Du bist der erste, der auch noch die Rationen rationiert.“

Zusammen brien wir ein Omelett, und während wir aßen, berichtete ich Saber, was ich im Radio gehört hatte. Saber erzählte mir, was er Neues gehört hatte. Nach dem Essen machte er sich zum Gehen fertig. Mir wäre es lieber gewesen, wenn er mir noch ein wenig Gesellschaft geleistet hätte, aber er fand: Sicherheit geht vor.

Im letzten Moment, als er sich verabschiedete, sagte er noch: „In der Türkei haben unsere Freunde schon deine Flucht in die Wege geleitet, jemand, der die Tricks und Schliche kennt, soll demnächst nach Teheran kommen. Sobald er hier ist, werden wir deine Flucht und die deiner Familie organisieren. Jemand hat schon deine Frau kontaktiert und sie gebeten, sich bereit zu halten.“

Das war eine Nachricht! Ich konnte es kaum fassen. Die Vorstellung, der Islamischen Republik entfliehen zu können und meine Frau und die Kinder wiedersehen zu dürfen, ließ mir die Tränen in die Augen treten. Heftig drückte ich Sabers Hand, dann ging er.

Als die Tür zufiel, war ich allein mit den Bildern, die mich bestürmten. Von der Art der Flucht hatte ich keine Ahnung. Aber ich sah das Gesicht meiner Frau, meines Sohnes, meiner Tochter immer wieder vor mir, so daß mir die innere Ruhe zum Lesen fehlte. Ich blieb bis Mitternacht wach, in meine Traumwelt versunken.

Auch am nächsten Tag hatte ich weder Lust zu lesen, noch mir Essen zu machen. Ich hörte nur die ausländischen Nachrichten im Radio, um wieder mit den verschiedensten Vorstellungen im Kopf schlafen zu gehen.

In den folgenden Tagen gelang es mir wieder, zum alten Rhythmus zurückzufinden: Frühsport, Frühstück, im Flur und den Zimmern auf und ab gehen, Lesen, das Essen zubereiten, Radio hören. Schon war der Tag wieder gefüllt.

Das Warten auf Saber war mir schon zur Gewohnheit geworden, ich hatte mich notgedrungen damit abgefunden. Wenn ich doch einfach einschlafen könnte, die übrigen Tage im Schlaf vergingen, und ich dann beim Aufwachen hörte, wie der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde, Saber eintrat und mich abholte!

Wieder waren zehn Tage vorbei, es dämmerte schon, ich wanderte gerade durch die Zimmer, vom Gästezimmer in den Flur, vom Flur in mein Zimmer und von dort wieder in den Flur, und gerade, als ich mitten im Flur war, drehte sich der Schlüssel im Schloß und Saber trat mit einem Sack in der Hand ein.

„Mach schnell, zieh dich um, wir müssen uns beeilen, damit wir pünktlich in Schahrak-e Gharb sind.“

Saber bückte sich, öffnete den Sack und gab mir Klei-

der: eine Jacke, eine Hose, ein Hemd und einen Hut. Sie paßten wie angegossen. Nur die Farben waren so dunkel: Alles in Dunkelblau, die Schuhe schwarz.

Beim Anziehen meinte ich zu Saber: „Wenn es doch alles in Hell wäre, schwarz und dunkelblau liebe ich nicht.“

Darauf Saber: „Für die Reise ist diese Farbe geeigneter.“

Als das Wort Reise fiel, fing mein Herz schneller an zu klopfen, ich war so aufgeregt, als ginge es zur Hochzeit.

Als wir das Haus verließen, war die Sonne schon untergegangen. Saber saß wieder am Lenker und ich daneben. Neugierig löcherte ich ihn mit Fragen. Er gab praktisch auf keine eine richtige Antwort und machte Witze. Er versicherte nur, daß nach den Erfahrungen, die man in der Vergangenheit gemacht habe, nichts schiefgehen werde.

Es war Nacht, als wir in Schahrak-e Gharb eintrafen. Saber hielt in der Nähe einiger Telefonkabinen, stieg aus und ging auf eine zu. Im selben Moment hielt ein Fahrzeug neben Sabers Auto, zwei Personen stiegen aus und gingen auf ihn zu, und auch Saber kam ihnen entgegen. Sie gaben sich die Hand und kamen zu Sabers Auto. Saber ging voraus und bat mich, auszusteigen. Als ich herauskam, erkannte ich Hassan. Wir umarmten uns. Hassan stellte mir seinen Begleiter vor: „Musa wird uns auf der Fahrt helfen.“

Im Dunkel der Nacht gingen wir zu dem anderen Auto, ich sollte hinten einsteigen.

Als ich die Hintertür öffnete, sah ich plötzlich meine Frau und meine beiden Kinder dasitzen. Was für eine Überraschung! Wir kuschelten uns zusammen wie die Vögel im Nest, wir lachten und weinten wild durcheinander.

Sabers Stimme holte uns wieder zurück. Er wünschte uns Erfolg und verabschiedete sich. Ich war ganz stumm

und brachte kein Wort hervor. Ich wußte nicht, was ich Saber sagen sollte. Ich spürte, daß er mich heldenhaft aus dem Strudel gerissen, ans Ufer geschleppt und an Land gezogen hatte. Ich suchte nach einem passenden Wort, aber das Auto fuhr los.

Musa saß vorne rechts, Hassan am Steuer, und wir vier hinten.

Musa sagte gleich zur Einleitung: „Wir fahren nach Maku, um an der Trauerfeier für einen Soldaten teilzunehmen, der im Krieg gefallen ist. Er ist aus meiner Verwandtschaft.“

Und er fuhr fort: „Hassan kennt ihr nicht. Er ist mit mir befreundet und ihr habt ihn jetzt zum ersten Mal gesehen. Ich war dagegen noch in der Zeit vor der Revolution euer Nachbar und wir sind weiterhin in Kontakt miteinander.“

Worauf Hassan lachend hinzufügte: „Es ist ja möglich, daß sie uns anhalten, und wenn dann Fragen in dieser Richtung kommen, antwortet ihr am besten so, wie Hassan gesagt hat.“

Worauf meine Frau mit ironischem Lächeln meinte: „Deshalb also sollten wir schwarze Schuhe und Strümpfe anziehen und uns in einem schwarzen Tschador verhüllen?“

Und meine Tochter fragte neugierig wie immer: „Wo liegt Maku? Wer ist gefallen?“

Ich erklärte: „Maku ist eine kleine iranische Stadt nahe der Grenze. Ein Soldat aus der Verwandtschaft von Herrn Musa ist im Krieg gefallen.“

„Und wann war Musa unser Nachbar?“ wollte sie wissen.

Meine Frau erklärte ihr: „Damals warst du noch nicht zur Welt gekommen.“

Hassan und Musa unterhielten sich miteinander, so als wollten sie uns bedeuten, daß wir uns mit uns selbst

beschäftigen sollten. So begann ein langes Frage- und Antwortespiel, kaum war die eine Antwort gegeben, fiel schon die nächste Frage.

Ich fragte zuerst nach den nächsten Verwandten. Meine Frau erklärte im einzelnen, wie es ihnen ging, manchmal fielen meine Tochter oder mein Sohn ihr dabei ins Wort, um zu schildern, wie süß die kleinen Kinder dieser oder jener Familie waren. Bis der Schlaf sie überwältigte und sie auf unserem Schoß einschliefen. Meine Frau und ich hatten uns noch soviel zu sagen. Ich begann, vom Zeitpunkt meiner Verhaftung an alles zu erzählen, alles was ich erlitten hatte, wollte ich bis aufs Kleinste wiedergeben. Kein Jota zuviel und keins zuwenig. Hassan und Musa unterhielten sich manchmal, ab und zu trällerte Musa ein türkisches Lied.

Hassan hielt einmal hinter Qaswin, ein zweites Mal hinter Sandschan. Wir brachten die Kinder zur Toilette und sogen die frische Nachtluft in tiefen Zügen ein. Gegen Morgen erreichten wir Tabris. Am Auto war etwas nicht in Ordnung. Musa führte uns zu einem Park, während er selbst wieder zum Auto zurückging, um es zu reparieren. Im Park verzehrten wir erst das bißchen Essen, das wir bei uns hatten, dann spielten wir mit den Kindern.

Es war Abend geworden, als Hassan und Musa erschienen und uns Kebap brachten. Wir waren so ausgehungert, daß wir uns gleich darauf stürzten, ohne auch nur einmal dankend abzulehnen, wie es der Anstand verlangt.

Inzwischen war es dunkel geworden, und wir fuhren weiter nach Maku. Nach Mitternacht kamen wir an.

In einer Nebenstraße, an der Ecke zu einer schmalen Gasse, bat Musa Hassan anzuhalten. Wir stiegen aus, sie parkten das Auto, und Musa führte uns in die Gasse.

Vor einer Haustür blieb er stehen, und ohne zu klingeln oder zu klopfen holte er einen Schlüssel aus der Tasche

und schloß auf. Wir traten ein. Musa knipste das Licht im Flur an und führte uns bis ans Ende des Gangs, wo er uns ein Zimmer zeigte: „Heute Nacht könnt Ihr hier schlafen.“

Am nächsten Morgen stellte uns Musa einen jungen Mann und eine junge Frau vor und sagte, daß sie unsere Gastgeber seien. Das Frühstück stand schon bereit, und wir setzten uns an den Tisch.

Beim Essen sagte Musa: „Heute seid Ihr hier zu Gast, geht aber bitte nicht raus. Am Abend kommt ein Freund und holt Euch ab. Das nächste Ziel heißt Istanbul, bis dahin werden Euch verschiedene Freunde helfen, die Ihr alle nicht kennt. Aber kein Grund zur Angst. Alle haben Erfahrung und sind zuverlässig.“

Nach dem Frühstück wollte Hassan wieder nach Teheran zurückfahren, er verabschiedete sich mit Küssen von den Kindern, und von mir und meiner Frau mit einer herzlichen Umarmung. Dann fuhr er ab.

Noch vor dem Mittag verabschiedete sich auch Musa wie ein guter Freund.

Die Gastgeber erzählten ein bißchen von Maku, und nach dem Mittagessen legten wir uns etwas hin. Nachts kam ein Mann mittleren Alters und forderte uns auf mitzukommen. Die Gastgeber begleiteten uns noch bis ans Ende der Gasse, dort stiegen wir ein, und weiter ging die Fahrt. Hinter Maku bogen wir auf eine Landstraße ein. Nach ein paar Kilometern hielt er an. Der Mann forderte uns auf: „Bitte steigen Sie aus.“

Der Mann stellte den Motor ab und löschte die Scheinwerfer. Dann verharrte er ein paar Minuten in völliger Stille. Von rechts hörte man einige Geräusche, dann kamen zwei Personen mit drei Pferden. Zuerst begrüßten sie unseren Fahrer, dann uns.

Sie halfen uns beim Besteigen der Pferde, und wir ritten los. Ein Stückchen weiter bogen wir von der Land-

straße ab. Der Fahrer, der uns hergebracht hatte, entfernte sich mit seinem Auto.

Allmählich wurde es bergig, die Wege wurden schmal und holperig, aber nach nicht einmal einer halben Stunde erreichten wir ein Dorf. Die Dorfhunde bellten zur Begrüßung. Vor der Hofmauer eines Hauses stiegen wir ab. Ein altes Ehepaar empfing uns und leuchtete uns mit einer Laterne den Weg in ein Zimmer.

Bis zur nächsten Nacht mußten wir dort bleiben. Am nächsten Tag hatte ich mit meinen Schmerzen zu kämpfen, während die Kinder im Zimmer spielten. Meine Frau radebrechte mit der Frau des Hauses auf Türkisch und bereitete das Essen. Der alte Mann fragte mich ständig auf Türkisch, er wollte mir gern helfen, er schaute meine Tabletten an, musterte meine Salbe, er rieb mir sogar damit den Rücken ein, aber wir verstanden nicht, was der andere sagte. So verständigten wir uns mit Händen und Füßen.

Es war wieder Nacht geworden. Diesmal kamen zwei Personen zu Pferde. Sie hatten warme Kleidung mitgebracht, nur daß die Mäntel, Schuhe, Strümpfe und Hüte keinem von uns paßten. Aber wir mußten sie anziehen, wenn wir die Kälte heil überstehen wollten.

Mein Sohn und ich ritten auf einem Pferd, meine Frau und meine Tochter auf dem anderen, die beiden Begleiter führten die Pferde an den Zügeln und gingen voraus.

Auf engen Wegen in finsterner Nacht, den Blick nach vorne, so ritten wir bis nach Mitternacht, als wir erneut ein Dorf erreichten.

Der aufdringliche Geruch von Kuh- und Schafsmist drang in unsere Nasen. In einem mit Holz beheizten Zimmer empfing uns eine Bauersfrau mit einer Tasse Tee. Meine Frau unterhielt sich mit ihr auf Türkisch.

In der wohligen Wärme des Zimmers schliefen unsere Kinder auf unserem Schoß ein, irgendwann übermannte auch uns die Müdigkeit. Am nächsten Morgen schien die

Sonne schon in unser Zimmer, als wir aufwachten. Zum Frühstück bekamen wir heiße Schafsmilch und frische Eier. Der Iran, das Gefängnis, die Islamische Republik, die Verwandtschaft, Teheran, alles lag weit, weit entfernt hinter einem dichten Staubschleier.

Als die nächste Nacht hereinbrach, kam ein gut gekleideter Mann mit einem gezwirbelten Schnurrbart, der auch Persisch sprach, allerdings nicht mit dem Akzent der iranischen Aserbaidshaner, sondern mit dem Akzent von Türken aus der Türkei.

Er ließ uns in sein Auto einsteigen, und wir fuhren los nach Istanbul. Manchmal auf der Hauptstraße, manchmal auf Seitenstraßen waren wir die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag unterwegs. Es gab nur kurze Pausen zwischendurch. So erreichten wir Istanbul.

Der Mann mit dem Schnurrbart brachte uns zu einem Haus, in dem ein politischer Freund von uns wohnte. Ihm übergab er uns in vertrauensvolle Hände und wünschte uns zum Abschied alles Gute. In diesem Haus fühlten wir uns wie in einem Rettungsboot mitten auf stürmischer See. Die Freude, den Freund wiederzusehen, das Neueste über das Schicksal geflohener Freunde, gefangener Mitstreiter und gefallener Kämpfer, die, ohne ein Wort preiszugeben, im Gefängnis ihr Leben geopfert hatten, Nachrichten über Europa, Amerika und andere Weltregionen hielten uns bis zum Morgengrauen wach. Nun, als die Sonne ihre Strahlen ausbreitete, war an Schlaf nicht mehr zu denken. Nach dem Frühstück mußten wir von der ganzen Familie Fotos machen lassen, Fotos für einen uns unbekanntem Paß.

Ein falscher Paß, ein falsches Visum und falsche Namen sollten uns die Flucht von Istanbul nach Deutschland erleichtern. Mein Freund sagte, daß man jemanden finden müsse, der Kontakte zur Flughafenpolizei habe. Um sicher zu gehen, müsse man die Mittelsmänner, die

Polizei und besonders die Verantwortlichen am Flughafen durch ein entsprechendes Bakschisch nachsichtig stimmen.

Wir waren schon drei Tage in Istanbul. Zwei weitere treue Freunde hatten uns besucht. Wenn sie sprachen, glaubte man den Puls der Stadt zu fühlen, und wir waren ganz hoffnungsvoll. Am vierten Tag kamen zwei ehemalige Schüler von mir und brachten eine Tasche voll mit verschiedenen Büchern und Zeitschriften. Ich nutzte jede Gelegenheit, mich mit den iranischen Exilorganisationen näher vertraut zu machen. Um nicht von der türkischen Polizei aufgegriffen zu werden, verließen wir das Haus nur zu bestimmten Uhrzeiten und nach festgelegtem Plan. Unsere Freunde hatten uns oft erzählt, daß der oberste „Chef“ der türkischen Polizei der Dollar sei. Wo er sich zeigte, öffneten sich alle Türen und man konnte frei passieren.

Am achten Tag hatten unsere Freunde unseren Paß mit einem Visum für Deutschland organisiert. Wir mußten die Namen im Paß erst einüben, um uns an sie zu gewöhnen. Am Abend des elften Tages unseres Aufenthalts in Istanbul brachte uns ein Freund die Flugtickets und gab uns eine halbe Stunde die wichtigsten Informationen über den Flughafen und die verschiedenen Etappen, er nannte uns auch eine Telefonnummer, die wir anrufen sollten, falls ein Problem auftauchte. Zum Schluß sagte er noch:

„Ihr hättet auch ein paar Tage früher fliegen können, aber da waren wir nicht hundertprozentig sicher. Morgen dagegen haben wir keinerlei Bedenken, weil morgen ein hochrangiger Beamter des Flughafens Dienst hat, der gleich zu Beginn einen Beamten damit betrauen wird, die ganze Zeit ein Auge auf euch zu haben und einzuspringen, wo immer ein Problem auftauchen sollte.“

Um vier Uhr morgens stiegen wir zusammen mit dem Freund in ein Taxi, das uns zum Flughafen brachte. Er

blieb vor dem Flughafengebäude stehen, während wir mit unseren falschen Namen, falschem Paß und falschem Visum den Weg zur Flucht aus Istanbul antraten.

Auf einmal bestieg mich die Angst, alles könnte auffliegen, unsere falschen Dokumente könnten erkannt werden, und das hieß Verhaftung, Gefängnis und die Auslieferung ans Khomeini-Regime. Doch zu spät, von diesen Schreckgespenstern ließ ich mich nicht mehr unterkriegen.

Gelassen holten wir uns die Boarding Card, und gerade wollten wir unser Gepäck wieder nehmen, um zur Paßkontrolle zu gehen, als ein Polizist auf uns zu kam und uns auf Englisch nach unserem Befinden fragte: „Habt keine Angst vor mir, folgt mir, damit ich euch durch die Paßkontrolle bringen kann.“

Wir standen in der Warteschlange vor der Paßkontrolle, als die Polizei die Reisenden hinter uns aufforderte, sich an einer anderen Stelle anzustellen. So waren wir auf einmal die letzten in der Schlange. Als wir an der Reihe waren, trat der eine Polizist vor, nahm mir den Paß ab und reichte ihn selbst dem Beamten am Schalter, wobei er eine kurze Erklärung auf Türkisch hinzufügte. Ich sah, wie der Schalterbeamte lächelte und dann in eine Seite des Passes einen Stempel drückte. Eilig begleitete uns der Polizist bis nahe ans Flugzeug. Direkt an der Rolltreppe verlangte eine Stewardess unseren Paß. Das Herz sank mir in die Hose. Aber dann sah ich, daß sie in ihrer Hand einen ganzen Stapel von Pässen hielt. Sie forderte uns auf, rasch einzusteigen.

Wir fanden unsere Sitzplätze und setzten uns. Aber wir hatten Angst, daß die Stewardess die Pässe überprüfen könnte, und uns dann, wenn die Reihe an uns war, auffordern würde: „Ihr Visum ist gefälscht, steigen Sie bitte aus.“

War es Angst, war es Aufregung? Jedenfalls saß ich wie auf Kohlen. Auch als die Flugzeugtüren sich schlossen

und die Stewardessen den Passagieren verschiedene Hinweise zum Flug gaben, ohne auch nur einen Blick auf die Pässe zu werfen, war meine Unruhe nicht verflogen. Nach den Instruktionen beim Erhalt des Passes hätte ich im Flugzeug auf die Toilette gehen sollen, um den Paß und die Tickets zu zerreißen und zu vernichten. Aber beides hatte die Stewardess mir abgenommen. Ich versuchte herauszufinden, wo die Papiere jetzt steckten, um sie wiederzubekommen und das zu tun, was man mir gesagt hatte, aber die Stewardess, die sie genommen hatte, ging mit leeren Händen im Flur auf und ab.

Minuten später schwebte das Flugzeug im Himmel. Außer uns waren noch andere Iraner an Bord, hinter uns saß eine junge Iranerin, die zu ihrem Nachbarn, einem jungen Mann, flüsterte: „Dumm, warum haben die uns die Pässe und Tickets abgenommen? Das ist nicht normal. Jetzt können wir sie gar nicht zerreißen. In Frankfurt merken sie bestimmt, welche gefälscht sind.“

Die letzten Worte trafen mich wie ein Hammerschlag, es war, als träfe mich gerade einer von Ladschewardis Peitschenhieben. Ich hatte das Gefühl, daß Khomeini und Ladschewardi irgendwo mit der Peitsche in der Hand auf mich lauerten, daß sie mich bald mit Hohngelächter empfangen würden, um dann ihren blutigen Zorn an mir auszulassen.

Ich konnte nicht mehr sitzen. Die Rückenschmerzen packten mich, als würde mir mit einer Schusterahle in die Wirbelsäule gestochen, so daß ich mich auf den Fußboden legen mußte. Die Stewardessen eilten schnell zur Hilfe. Meine Frau gab ihnen einige Erklärungen. Sie holten Decken und legten sie auf den Boden des Flugzeugs, damit ich besser liegen konnte. Jetzt konnte ich die Schmerzen wieder ertragen.

Ein Gedanke, der mich nicht los ließ, war die Vorstellung, wieder in die Türkei zurückgeschickt zu werden, in

die Hände der türkischen Polizei, ins türkische Gefängnis, um ans Khomeini-Regime ausgeliefert zu werden. Die Zeit schien stehenzubleiben. Ich wünschte mir, daß das Flugzeug schneller landete, damit das Warten ein Ende hatte, damit wir wußten, was uns bevorstand: die Einreise auf deutschen Boden oder die Rückschiebung.

Das schmerzvolle Warten neigte sich dem Ende zu. Ich merkte, wie das Flugzeug sich senkte und schließlich landete.

Ich mußte irgendwie aufstehen, damit die Passagiere an mir vorbeikamen und ihr Gepäck holen konnten. Ich versuchte, mich irgendwo festzuhalten und aufrecht zu stehen, als eine Stewardess erschien und auf Englisch erklärte, daß alle, denen man die Pässe und Tickets abgenommen habe, sitzenbleiben möchten, der Rest könne aussteigen.

Eine Frau, die vor uns saß, stand auf und lief hektisch nach vorne, wo sich zwischen ihr und einigen Stewardsessen eine heftige Diskussion entspann. Es stellte sich allmählich heraus, daß rund siebzehn weitere Iraner an Bord waren. Diejenigen, die die Erlaubnis hatten, stiegen aus. Die Frau, die mit dem Personal gestritten hatte, kehrte um und sagte zu ihren zwei kleinen Söhnen: „Los, steht auf, was sitzt ihr noch rum? Egal wie, ich bring euch durch!“

Dann wandte sie sich mir zu und sagte: „Ich lebe nun schon 14 Jahre in Deutschland, habe einen festen Aufenthalt, einen Beruf und arbeite hier, und jetzt habe ich gerade einen Monat Urlaub genommen, war im Iran, in Siyahkal im Norden, und habe meine beiden Kinder, der eine hier ist zwölf, der andere vierzehn, aus den Klauen dieses verdammten Khomeini befreit, hab mich mit ihnen nach Teheran durchgeschlagen, hab einen Batzen Geld ausgegeben, damit wir von dort nach Kurdistan gebracht wurden, von dort über die Berge in die Türkei,

zweimal sind angebliche Fluchthelfer mit meinem Geld auf Nimmerwiedersehn verschwunden, bis wir endlich den Flughafen passieren konnten, und jetzt soll ich aufgeben und zuschauen, wie sie meine Kinder zurückschieben? Fällt mir nicht im Traum ein!“

Die Frau schob ihre Kinder vorwärts, damit sie ausstiegen, aber es war zu spät. Zwei Polizisten und ein Zivilist hatten an der Tür Stellung bezogen und ließen keinen mehr raus. Das Schreien und Weinen der Frau half nichts, ein Polizist brachte die Kinder wieder an ihren Platz zurück und sagte zu ihrer Mutter, da sie ein gültiges Visum für Deutschland besitze, könne sie aussteigen.

Die Mutter weinte und fing vor Wut an zu fluchen, sie wußte nicht, was sie tun sollte. Da kam mir ein Gedanke. Ich rief sie her und sagte ihr dann: „Liebe Frau, mit Zetern, Jammern und Schimpfen ist uns nicht geholfen. Mein Bruder wartet im Aufenthaltsraum des Flughafens auf mich und meine Familie. Er hat einen Anwalt, der einspringen soll, wenn es Probleme gibt. Sie selbst können ja rausgehen. Bitte, tun Sie das so rasch wie möglich und schlagen Sie draußen Alarm, im Wartesaal des Flughafens, damit es viele mitbekommen. Erklären Sie, von welchem Abflugsort Sie mit welchem Flugzeug und welcher Flugnummer gekommen sind, damit mein Bruder Sie finden kann. Sagen Sie ihm dann, was los ist, und überlegen Sie gemeinsam, was zu tun ist. Finden Sie eine Rettung für uns alle. Wenn Sie hier drin bleiben, ist das von Nachteil, denn draußen weiß keiner, was hier vor sich geht.“

Meine Worte hatten ins Schwarze getroffen. Sie vertraute ihre Kinder meiner Frau und mir an und sagte: „Ich schlag den Flughafen kurz und klein und verbrenne mich, wenn die Flüchtlinge hier zurückgeschickt werden. Ohne meine beiden Kinder will ich auch nicht mehr leben.“

Rasch verließ sie das Flugzeug.

Die Stewardessen verließen das Flugzeug, vorn stan-

den ein Polizist und ein Zivilist und hielten Wache. Eine halbe Stunde schwiegen alle wie benommen und warteten. Nichts. Ein junger Mann fragte den Polizisten etwas auf Türkisch. Der Polizist sagte, wir müßten uns bis zu einer Entscheidung gedulden.

Eine Stunde war verstrichen. Das Warten in der Unge-  
wißheit ließ in den Iranern allmählich Nervosität auf-  
kommen. Aber zusammen mit ihnen waren auch rund  
vierzig türkische Kurden – Kinder und Erwachsene – im  
Flugzeug, die ebenfalls nicht aussteigen durften. Sie  
unterhielten sich, lachten, ihre Kinder spielten auf dem  
Gang, als ob überhaupt nichts geschehen wäre.

Schließlich, nach vielleicht einer Stunde und zwanzig  
Minuten, kamen zwei Polizisten und ein Zivilist an Bord.  
Sie traten in den Gang und fragten jeden, woher er oder  
sie komme, und notierten ihren Namen und die Perso-  
nalien. Als die Reihe an uns kam, nannten wir die  
Namen, die im Paß standen. Zuletzt standen vorne fünf  
Personen: zwei Zivilisten und hinter ihnen drei Polizisten.  
Einer der Zivilisten fing zu sprechen an, aber auf Tür-  
kisch. Nachdem er geendet hatte, fragte er, welcher Iran-  
er ihn übersetzen könne. Es meldete sich einer, der über-  
setzte: Wir seien alle mit falschen Papieren über den Ist-  
anbuler Flughafen gekommen. Damit könnten wir den  
deutschen Boden nicht betreten. Wir würden in diesem  
Flugzeug bleiben und damit wieder nach Istanbul zurück-  
gebracht.

Er hatte noch nicht geendet, als eine junge Frau ganz  
vorne aufstand und mit den Worten ein Messer hochhielt:

„Wenn Sie mich zurückschicken, werde ich mich mit  
diesem Messer umbringen.“

Ihre Worte wurden den Polizisten und Zivilisten ins  
Türkische übersetzt. Die Polizisten zeigten keine  
Rührung, dagegen machte sich einer der Zivilisten, bei  
dem man nicht sagen konnte, ob er Türke oder Deutscher

war, über sie lustig. Seine Worte wurden dann so übersetzt: „Wir fürchten uns vor solchen Drohungen nicht. Du kannst dir auch hier den Bauch aufschlitzen, wir werden dich trotzdem nach Istanbul zurückschieben.“

Jetzt blieb nur noch ein Polizist da, die übrigen gingen. Ich lag noch immer im Gang des Flugzeugs. Alle suchten nach einer Rettung. Da kam ein etwa vierzigjähriger Mann auf mich zu und sagte: „Darf ich Sie etwas fragen?“

Ich antwortete: „Bitte sehr!“

Er fragte: „Waren Sie im Iran politisch aktiv?“

Ich bejahte.

Er sagte: „Ich auch. Ich bin ein Pilot der Luftwaffe. Ich war in die Türkei geflohen. Dort hat man mich erkannt. Wenn die uns in die Türkei zurückschicken, werde ich dem iranischen Regime ausgeliefert, da gibt es keinen Zweifel. Nach den Flugvorschriften darf ein Kranker, dem es sehr schlecht geht, einen Arzt verlangen. Wenn er den Kranken für transportunfähig erklärt, darf das Flugzeug nicht starten. Sagen Sie bitte Ihrer Frau, sie solle zu dem Polizisten nach vorne gehen und einen Arzt verlangen.“

Der Pilot wiederholte das gleiche nochmal zu meiner Frau, die auch gleich nach vorn ging, um das zu tun. Als sie zurückkam, sagte sie, daß der Polizist die verantwortlichen Stellen benachrichtigen wollte.

Statt untätig zu warten, wie wir unseren Henkern ausgeliefert werden, meinte ich zu dem Piloten, der in meiner Nähe stand: „Wir müssen alles organisieren, um den Abflug des Flugzeugs zu verhindern. Wenn das Flugzeug noch ein paar Stunden hier bleibt, werden mein Bruder und die Frau, deren beiden Kinder an Bord sind, uns Rettung bringen.“

Der iranische Pilot erwiderte: „Falls das Flugzeug starten sollte, lasse ich mich auf ein Handgemenge mit dem

Piloten dieses Flugzeugs ein, die Passagiere müssen unterdessen irgendwie versuchen, das Flugzeug zu verlassen.“

„Wieso denn gleich handgreiflich werden, das macht deine Sache doch nur noch schlimmer?“ wandte ich ein.

Er entgegnete: „Nein. Bei einem tätlichen Angriff müssen sie mich der Flughafenpolizei übergeben. Dann kann ich wenigstens meinen Asylantrag stellen. Natürlich werde ich wegen des Angriffs bestraft, aber die Strafe habe ich dann in Deutschland und nach deutschen Gesetzen zu verbüßen. Dafür rette ich mich aber vor der türkischen Polizei und dem Khomeini-Regime.“

Meine Frau und ich berieten uns mit dem Piloten und machten folgenden Plan. Alle Iraner sollten auf den vorderen Sitzplätzen Platz nehmen. Die Kinder sollten aus dem Fenster schauen und uns alles berichten, was sie sahen. Meine beiden Kinder sollten vom Fenster aus auf das Fahrzeug aufpassen, das unter dem Flügel des Flugzeugs stand. Sobald es losfuhr, sollten sie Bescheid geben. Dann wurde ich im Gang ein Stückchen weiter nach vorn getragen. Der Pilot, der auch Türkisch sprach, weihte auch die Kurden ein, um ihre Unterstützung zu gewinnen. Jetzt setzten sich alle Jüngeren, Frauen wie Männer, vorne hin, um im Notfall mit der Polizei, den Bediensteten und dem Piloten Streit anzufangen. Allmählich verwandelte sich das Flugzeug in ein Kampffeld.

Einige warteten auf den ersten Schritt der Gegenseite, um selbst loszulegen.

Nach vier Stunden kamen erneut einige Polizisten und ein Zivilist ins Flugzeug. Meine Frau eilte auf sie zu, um wieder einen Arzt zu verlangen. Als sie zurückkam, sagte sie: „Einer der Polizisten hat versichert, daß sie dich zum Arzt bringen werden.“

Das Personal und der Pilot waren noch nicht erschienen. Ein junger Mann schlug auf Persisch vor, die Poli-

zei anzugreifen und – egal wie – aus dem Flugzeug rauszukommen. Der iranische Pilot konterte:

„Solange das Flugzeug noch steht und weder das Flugpersonal noch der Pilot erscheinen, ist es nicht sinnvoll anzugreifen. Schießlich besteht noch Hoffnung, daß von draußen etwas zu unserer Rettung unternommen wird.“

Ein Polizist und der Zivilist forderten alle auf, in der hintersten Reihe Platz zu nehmen und die vorderen Plätze zu räumen. Zuerst standen ein paar Personen auf, setzten sich auf Anweisung des iranischen Piloten aber wieder auf ihren Platz. Es wurde abgemacht, daß sich niemand von seinem Platz rühren sollte. Die Worte des Polizisten fruchteten nichts, und so sehr er darauf bestand, es blieben alle wie festgenagelt sitzen.

Darauf gingen die Uniformierten und Zivilisten fort, sie ließen nur einen als Wache zurück.

Nun begann das große Mutmaßen, jeder sagte, was er dachte, einer fand: „Sie haben gemerkt, daß sie in ein Wespennest stechen und wir alle bereit sind, uns zu wehren.“

Ein anderer dagegen äußerte die Befürchtung: „Vielleicht bringen sie nur den Kranken zum Arzt und schieben die anderen ab.“

Das Warten machte alle, selbst die Kurden, nervös, alle redeten laut, die Kinder weinten, auch meine beiden, während sie aus dem Fenster schauten und das eine Fahrzeug beobachteten. Alles Trösten meiner Frau half nichts.

Nach sechs Stunden erschienen wieder ein paar Polizisten, verlangten wieder von allen den Namen und die Personalien und hakten sie auf einer Liste ab, die sie in der Hand hielten. Dann stellten sie sich seitlich auf und ordneten an, daß alle aussteigen sollten. Der Offizier der iranischen Luftwaffe erteilte mit lauter Stimme das Kommando: „Zuerst bringen wir den Kranken raus!“

Er und ein paar junge Männer trugen mich die Roll-

terrasse hinunter, dann stiegen wir alle in einen großen Bus ein, der wenige Minuten später vor einem Gebäude hielt.

Der iranische Pilot griff mir unter die Schultern, und wir betraten eine Halle. Wir wurden zur Polizeiwache gebracht. Während der Pilot mich auf eine Bank legte, sagte er: „Das Warten ist zu Ende. Wir sind gerettet. Hier können wir politisches Asyl beantragen. Jetzt kann uns keiner mehr in die Türkei zurückschicken.“

Meine Frau und meine Kinder saßen verunsichert neben mir. Nach nicht einmal zehn Minuten brachte ein Polizist einen Rollstuhl, um mich zum Arzt zu bringen. Meine Frau und meine Kinder wollten mitkommen und mich nicht allein in den Händen der Polizei lassen. Schließlich ließ sich meine Frau von den Versicherungen der Polizei überzeugen. Ein Polizist erklärte auf Englisch, daß sie mich zur Krankenstation des Flughafens hinbringen und auch wieder zurückbringen würden.

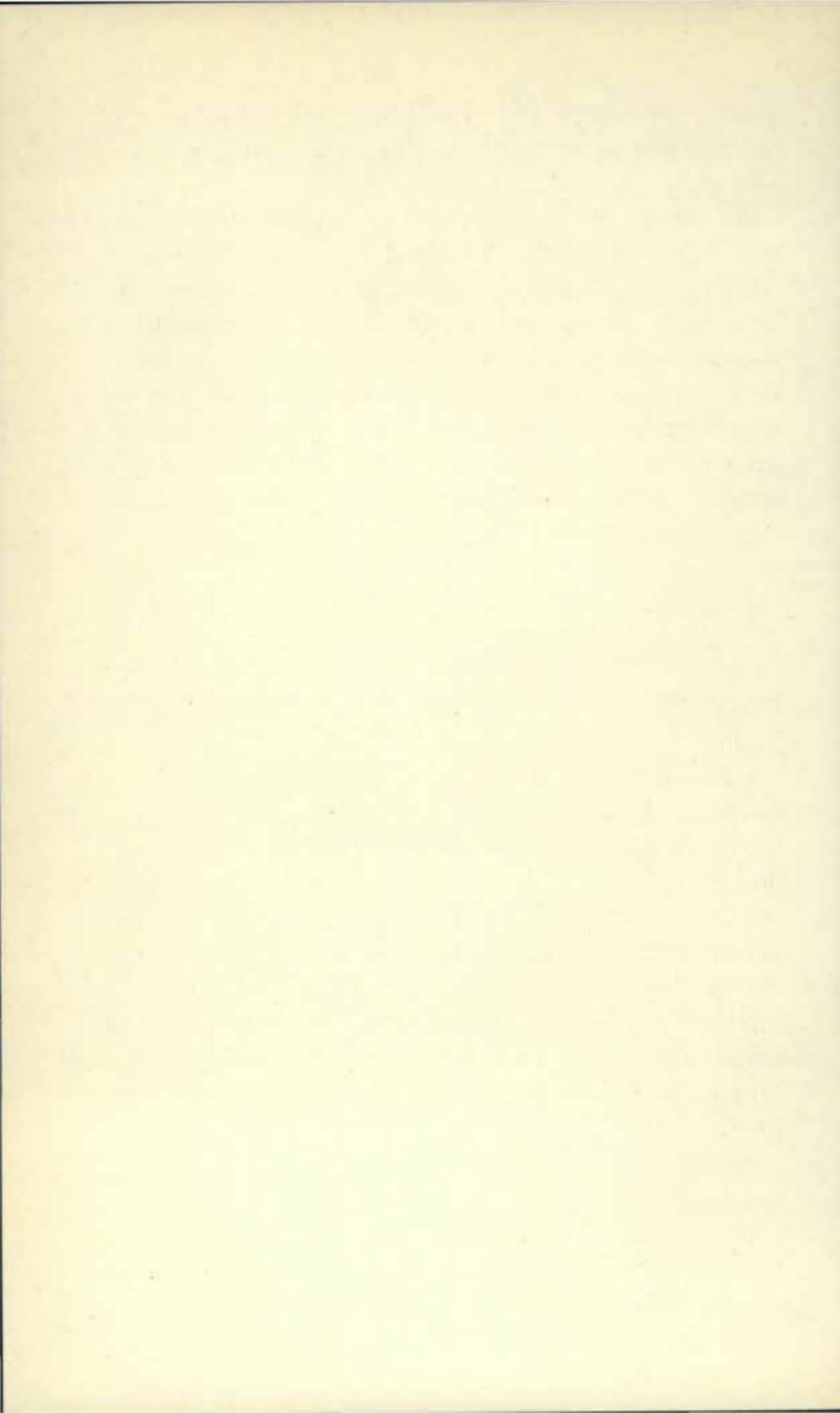
Nun saß ich wieder auf dem Rollstuhl, ein Polizist schob mich, eine große automatische Tür öffnete sich, und ich erblickte meinen Bruder und die Frau, die ihre beiden Söhne im Flugzeug zurückgelassen hatte. Beide liefen auf mich zu. Die Mutter der beiden Söhne sagte unter Lachen und Weinen: „Es ist nochmal gut ausgegangen. Wir haben alle Welt alarmiert, den Anwalt angerufen, mit der Zeitung Kontakt aufgenommen und der Flughafenpolizei soviel Scherereien bereitet, daß sie es sich überlegen werden, bevor sie wieder mit Menschenleben spielen.“

Mein Bruder hielt den Rollstuhl an, bückte sich über mich und überschüttete mich mit Küssen, während ihm die Tränen über die Wangen liefen. Die beiden begleiteten mich noch bis zur Krankenstation und trösteten mich:

„Jetzt sind die Strapazen vorbei. Heute Nacht bleibt ihr noch auf dem Flughafen, damit sie euch die Fingerab-

drücke abnehmen und eine kurze Befragung durchführen können, morgen bringen sie euch dann an einen Ort, wo wir euch besuchen können.“

Als der Arzt zur Untersuchung kam, fragte er mich, was ich für eine Krankheit habe und wo es weh tat. Als er mich danach fragte, wo die Brandwunden herrührten, brachen in mir die Dämme, ich schluchzte hemmungslos, und unter Tränen erklärte ich in gebrochenem Englisch, was mir unter Khomeini widerfahren war, wie sie mir Brandwunden zugefügt, mich ausgepeitscht, auf einem Bett festgebunden und gefoltert hatten, daß ich schließlich in so einer erbärmlichen Verfassung war.



## Lichter blinken in der Ferne

Unser Dorf liegt in den Bergen nördlich von Teheran, in einem grünen Tal. Die Obstgärten, die klare Quelle, die Berge, die in den Himmel ragten, die ganze Natur zog die Teheraner so in Bann, daß sich unser Dorf im Frühling und Sommer mit Leuten aus Teheran füllte. Auch ein Divisionskommandant und vier Oberste waren davon angetan, jeder hatte eine riesige Plantage in unserem Dorf gekauft. Ihre Familien kamen meist zum Wochenende, im Sommer blieben sie manchmal zwei Monate lang. Die Plantage des Kommandanten lag unterhalb der Quelle, die Obersten hatten ihre Obstgärten längs des Bachlaufs. Die Obstgärten der Dorfbewohner, darunter auch unserer und der meines Onkels, waren dagegen sehr klein. Wir hatten nur Kirsch- und Apfelbäume und lebten vom Verkauf der Kirschen und Äpfel, sowie von unserer kleinen Viehzucht. „Leben“ mag übertrieben sein: Wir versuchten, zu überleben. Die besten Kirschen, die besten Äpfel, das beste Fleisch, die meiste Milch und den Joghurt verkauften wir, um davon Tee und Zucker, Brot, Kleidung und ähnliches zu kaufen. Der Garten des Kommandanten war außerordentlich schön, mit den verschiedensten Blumen und Obstbäumen. Wenn ich mit meinem Cousin dort arbeitete, schien es uns immer, als arbeiteten wir im Paradies, wir wurden überhaupt nicht müde. Die Gärten der Obersten waren zwar auch schön, aber mit diesem nicht vergleichbar. Das Gesicht, die Kleidung, das ganze Äußere der Kinder dieser Militärs unterschied sich himmelweit von uns Dorfkindern. Ihr Leben war Spiel und Erholung, unser Leben war Arbeit.

Wenn meine Großmutter an der Plantage des Kommandanten vorbeikam, begann sie, auf die ganze Sippschaft, Kommandanten wie Oberste, zu schimpfen:

„Diese Gottlosen haben sich unsere Gärten mit Geld und Gewalt unter den Nagel gerissen. Sie und ihre Kinder genießen jetzt das Leben, uns und unseren Kindern bleibt die Plackerei. Ist das Gottes Gerechtigkeit? Der hockt nur da oben und keiner weiß, wann er sich endlich auf uns besinnt.“ Zu meinem Vater und seinem Bruder pflegte sie immer zu sagen: „Wir konnten euch keine Schulbildung geben. Achtet ihr dafür umso mehr auf eure Kinder und tut alles, was euch möglich ist, damit sie in die Schule gehen können. Damit sie nach Teheran, auf die Universität gehen können!“

Mein Cousin und ich arbeiteten freitags und in den Sommerferien in den Gärten dieser Militärs, um von unserem Verdienst Bücher, Kleidung und Schuhe zu kaufen. Als ich in die neunte Klasse ging, machte mein Cousin das Matheabitur und schaffte die Aufnahmeprüfung für die Uni Teheran. Gegen Ende des Sommers lud mein Onkel die ganze Verwandtschaft und die meisten Leute aus dem Dorf ein, um die bestandene Prüfung gebührend zu feiern. An jenem Festabend saß ich neben meinem Cousin – wie gern wäre ich an seiner Stelle gewesen. Die Leute im Dorf waren mit seiner Aufnahme an der Uni gleich ein ganzes Stück höflicher und respektvoller zu ihm geworden. Zum Abschluß des Festessens, bevor abgedeckt wurde, sprach ein Dorfbewohner, der um die 80 war, ein Gebet: „Gott, gib, daß auf unserem Tisch nie das Brot fehle! Gott, versage uns nie deine Hilfe! Gott, vergib uns unsere Sünden!“ Nach dem Gebet wandte er sich meinem Cousin zu: „Bei Gott, ich wünsche dir, daß du das Glück der Jugend kennlernst und daß du dein Studium erfolgreich abschließt! Nun bist du von Mühe und Not befreit. Nach dem Studium bist du dein eigener Herr, aber paß auf, daß du uns nicht vergißt, daß du die Armen und Unglücklichen nicht ganz aus den Augen verlierst. Schau nicht bloß zum Himmel, sondern auch zu deinen Füßen!“

Das Fest ging fröhlich und ausgelassen bis spät in die Nacht.

Am nächsten Tag brach mein Cousin mit einem Koffer voll Büchern nach Teheran auf, weil die Uni begann. Als dann die Schule wieder losging, lernte ich eifrig, denn ich wollte auch gern an der Uni aufgenommen werden. Bis spät in die Nacht blieb ich auf und lernte, und manchmal schlief ich über den am Boden zerstreuten Büchern und Heften ein. Aus unserem Dorf gingen nur fünf in die Oberstufe, ein Mädchen und vier Jungen. Die bestandene Aufnahmeprüfung meines Cousins hatte uns gewaltigen Auftrieb gegeben, unser Leben bestand nur noch aus Arbeit in den Obstgärten und Lernen, kein ordentliches Essen, kein richtiger Schlaf, keine Freizeit, keine Erholung.

Im Herbst des gleichen Jahres kam mein Cousin an einem Donnerstagabend – unserem Wochenende –, um seine Eltern und Verwandte zu besuchen. An diesem Abend versammelten sich alle Verwandte und Bekannten, Kinder und Alte, im Haus meines Onkels. Es war ein Riesenlärm und Durcheinander. Die Frauen unterhielten sich miteinander, die Männer ebenso, und die Kinder spielten, während meine Tante und mein Onkel die Gäste mit Tee bewirteten. Die Kinder spielten so lange, bis sie ermüdet in eine Ecke fielen und einschliefen. Einige Gäste verabschiedeten sich und gingen. Die übrigen saßen da, Männer und Frauen zusammen, und unterhielten sich angeregt, als mein Vater sich meinem Cousin zuwandte und ihn fragte: „Was studierst du denn für ein Fach an der Uni?“ Mein Cousin antwortete: „Ich studiere Chemie.“ „Und was nützt uns die Chemie?“ wollte mein Vater wissen. „Nun, beispielsweise die Medikamente, die der Arzt den Kranken gibt, werden von denen hergestellt, die Chemie studiert haben“, erwiderte mein

Cousin. „Das heißt, du wirst dann einmal Arzt?“ wollte mein Vater wissen. Mein Cousin hatte noch nicht zur Antwort angesetzt, als meine Großmutter einwarf: „Besser wäre es, du würdest etwas studieren, daß du später Divisionskommandant wirst oder noch was Höheres.“

Mein Cousin wollte wissen, warum er ausgerechnet Divisionskommandant werden sollte. Sie antwortete: „Dann kannst du etwas gegen diese Oberste und so unternehmen, die uns das Leben schwer machen. Was für ein Recht hat der Kommandant, die Quelle, die dem ganzen Dorf gehört, für sich in Beschlag zu nehmen, wie er es jetzt vorhat?“ „Aber ist denn das möglich,“ fragte mein Cousin, „daß der Kommandant die Quelle für sich beansprucht? Was soll denn dann der Rest machen?“ Mein Onkel meinte: „Der Kommandant hat sich das Grundstück, auf dem die Quelle liegt, mit Gewalt auf seinen Namen überschreiben lassen und auch eine Urkunde bekommen. Und jetzt beabsichtigt er, rings um die Quelle eine Mauer aufzuziehen, um sie an sein Grundstück anzuschließen.“ Da unterbrach ihn ein anderer Cousin von mir, der aus Teheran gekommen war, um seine Mutter zu besuchen: „Dieser Kommandant ist überhaupt ein fieser Kerl, hört nur, was er sich mit mir erlaubt hat. Erst hat er mir versprochen, mir in einer Fabrik eine gut bezahlte Anstellung zu besorgen, und er besorgte mir eine Stelle in einer Maschinengewehrfabrik. Der Lohn war wirklich nicht schlecht. Aber kaum hatte er meinen Obstgarten abgekauft und meine Wurzeln, die mich mit dem Dorf verbanden, abgehackt, dauerte es nicht einmal einen Monat, und ich wurde aus der Fabrik entlassen. Jetzt habe ich weder den Garten noch Arbeit und muß als fliegender Händler schauen, wie ich den Magen meiner Kinder gefüllt kriege.“

Jene Nacht ging ich erst spät schlafen: Am nächsten Morgen fuhr mein Cousin wieder nach Teheran. Mitten

im Winter hatten die Schulen und Universitäten für zwei, drei Tage frei. Mein Cousin war wieder da, die meiste Zeit half er seinem Vater im Obstgarten. An einem dieser Tage, als ich mit ihm zum Garten des Kommandanten ging, um dort etwas Geld zu verdienen, erfuhren wir von seinem Offiziersdiener, daß dieser Anweisung gegeben habe, einen Stacheldrahtzaun um das Gelände zu ziehen, auf dem die Quelle lag.

Als wir mittags zum Essen nach Hause kamen, erzählten wir meinem Vater und meinem Onkel die Neuigkeit. Sie verbreitete sich rasch im ganzen Dorf. Meine Großmutter ging von Obstgarten zu Obstgarten, um alle zu informieren. Jeder, der die Nachricht hörte, ließ seine Arbeit liegen und kam zum Garten meines Onkels. Es hatten sich fast alle Dorfbewohner – Mann, Frau und Kind – bei ihm versammelt. Meine Großmutter hatte keine Ruhe, ständig lief sie hin und her und schimpfte: „Diese gottlosen Menschen wollen uns das Wasser abschneiden. Ich halte das nicht mehr aus, meine Geduld ist am Ende. Kommt, gehen wir besser zur Quelle!“ Sie packte einen Spaten und verließ den Garten. Mein Cousin und ich und alle anderen griffen sich ebenfalls einen Spaten und folgten ihr, die Bauern, Bäuerinnen und die Dorfkinder, alle gingen hinter ihr her. Unterwegs nahm jeder, der noch nichts hatte, einen Spaten oder einen Holzprügel, auch die Kinder gingen nicht mit leeren Händen. Als wir uns der Quelle näherten, waren dort der Verwalter des Kommandanten und einige Arbeiter, die aus Teheran gekommen waren, damit beschäftigt, den Stacheldraht zu ziehen. Sobald sie uns erblickten, flohen sie den Hang aufwärts. Meine Großmutter rief dem Vertreter des Kommandanten laut zu: „Wir haben nichts gegen euch vor. Kommt zurück und packt den Stacheldraht zusammen und schafft ihn fort! Diese Quelle gehört allen und keiner hat das Recht, sie zu kaufen.“ Aber der Ver-

walter und die Arbeiter fürchteten sich und flohen weiter bergauf. So packten wir alle den ganzen Draht und warfen ihn dem Divisionskommandanten vor die Tür.

Ein paar Tage später fuhr mein Cousin wieder nach Teheran und war dort mit Lernen und Prüfungen bis zum Vorabend des persischen Neujahrsfests beschäftigt. Zwei Tage vorher begleitete ich meinen Vater nach Teheran, wo wir Kuchen und Kleider fürs Fest kauften. Abends gingen wir zu meinem Cousin, um bei ihm zu übernachten. Er hatte ein kleines Zimmer gemietet, das voll von Büchern war. Außer Lehrbüchern hatte er auch noch andere Bücher, und er sagte, daß er sie alle gelesen habe. Er zog eins heraus, gab es mir und sagte: „Dieses hier ist sehr interessant. Aber zeige es niemand! Lies es selbst, und wenn du es fertig hast, gibst du es mir wieder.“

Auf dem Einband stand als Autor „Stechfliege“. Erst lachte ich darüber, mein Vater nahm mir das Buch aus der Hand, blätterte ein wenig darin und murmelte dann: „Daß auch Stechfliegen Bücher schreiben...“ Darauf antwortete mein Cousin: „Der Autor dieses Buchs kämpft für die Freiheit und Rechte des Volks, deshalb hat er, um anonym zu bleiben, den Namen Stechfliege gewählt. Es handelt vom Kampf des italienischen Volks um die Freiheit, um die Befreiung von der Unterdrückung.“ Mein Vater bat ihn, uns ein wenig daraus vorzulesen. So begann er, uns einige Seiten vorzulesen und zu erklären und zu erzählen, was ihm von dem Buch noch in Erinnerung geblieben war. Bis tief in die Nacht erzählte er, und ich ging mit dem schlafen, was mein Gedächtnis davon behalten hatte. Am nächsten Tag fuhr ich mit meinem Cousin und meinem Vater in unser Dorf. Rasch fing ich an, das Buch der Stechfliege zu lesen und fragte meinen Cousin, was ich nicht verstanden hatte.

Am ersten Neujahrstag brach ich früh am Morgen mit meinem Cousin auf, um Großmutter zu besuchen, an-

schließend gingen wir zu dem Ältesten im Dorf und zu den anderen Verwandten. Es war der Tag der gegenseitigen Besuche, Freunde und Verwandte sahen sich, aßen Gebäck und Obst und tranken Tee. Vom vierten Neujahrstag an arbeiteten die Leute tagsüber wieder und feierten abends; alle gingen in Gruppen von einem Nachbarn zum andern und blieben dort ein halbes Stündchen. Als mein Onkel an die Reihe kam, bat er die Besucher, doch länger zu bleiben, um über den Einkauf von chemischen Düngemitteln, über die Aufnahme eines Kredits von der Landwirtschaftsbank und über die Quelle zu sprechen. Die Leute blieben bis spät in die Nacht bei meinem Onkel. Erst redeten sie über alles mögliche, dann schob sich das Geschäftliche – der Dünger, der Kredit – in den Vordergrund. Als sie auf die Quelle zu sprechen kamen, schimpfte alles auf den Kommandanten. Einer der Bauern sagte: „Dieser Kommandant hat schon ein paar mal versucht, die Quelle seiner Obstplantage einzuverleiben, und jedes Mal sind wir mit Frau und Kind hingegangen, um ihn daran zu hindern. Aber eines Tages wird er sie uns abnehmen, wenn es sein muß mit Soldaten und Gendarmen.“ Da meinte ein anderer: „Solange ich lebe, werde ich das nicht zulassen, dann müssen sie mich schon dort an der Quelle aufhängen.“ Die Gemüter erhitzten sich, und jeder wetterte gegen den Kommandanten. Mitten in der Debatte mischte sich mein Onkel ein und meinte: „Uns bleibt nur ein Weg – wir müssen uns am Hof des Schahs beschweren. Nur der Hof kann den Kommandanten bremsen. Weder wir noch das Gesetz kommen gegen den Kommandanten an.“ Da unterbrach ihn mein Cousin, der neben mir auf den Knien kauerte und nun plötzlich hellwach war, mit einer Frage: „Glaubst du denn, daß der Hof sich um unsere Beschwerden kümmert?“ Worauf mein Vater meinte: „Aber einen anderen Weg haben wir nicht, schließlich können wir nicht gegen den

Kommandanten kämpfen.“ Mein Cousin entgegnete: „Unser ganzes Trinkwasser stammt aus der Quelle, alle Obstgärten im Dorf werden mit dem Wasser dieser Quelle bewässert. Ohne die Quelle können wir nicht in diesem Dorf leben. Deshalb müssen wir um die Quelle kämpfen, und sei es auch mit bloßen Händen. Und wer soll uns am Hof zur Hilfe kommen? Der Hof selbst hat die Kommandanten und Oberste auf ihren Posten befördert, der Hof selbst hat ihnen diese Macht verliehen.“

Es war das erste Mal, daß mein Cousin zu einer so großen Menge sprach, es war, als hielte er eine Rede. Seine Hände und seine Stimme zitterten ein wenig vor Aufregung. Und so fuhr er fort: „Damit ihr wißt, was der Hof eigentlich macht, will ich mit dem Schah beginnen. Wir wissen nicht, wieviel Geld der Schah auf ausländischen Banken hat, aber an jeder großen einheimischen Fabrik ist der Schah in der einen oder anderen Form beteiligt, bei den Privatbanken ist er der größte Aktionär, und die fruchtbarsten Äcker und Gärten im Nordiran hat sein Vater an sich gerissen. Was noch übrig war, hat er selbst mit Druck und Bajonetten den Menschen entrisen. Die ganzen Öleinnahmen wandern zuerst in die Tasche des Schahs, das, was davon abfällt, fällt in die Hände der Höflinge. Jetzt hat er auch noch das Land zum Ausverkauf freigegeben, die besten Böden von Ahwas, die hundert Millionen Menschen satt machen könnten, hat er in amerikanische Hände gegeben, die fruchtbarsten Landstriche um Qaswin hat er in israelische Hände übergeben. Die ganzen Landwirtschaftsmaschinen, die jetzt so häufig zu sehen sind, werden in französischer Lizenz gebaut, und die Engländer, die schon immer die Taschen unseres Volks geplündert haben, bauen unsere Automarke „Pejkar“. Ja, dieser ehrenwerte Schah hat sowohl die eigenen Taschen gefüllt als auch die der anderen Länder, nur in einem hat er den Iran vorangebracht, in der Auf-

rüstung! Er hat den Iran in ein riesiges Waffenarsenal verwandelt. Und die besten Baumwollfelder im persischen Turkmenien gehören entweder den Geschwistern des Schahs oder deren Generälen. Überall, wo es im Iran etwas zu kassieren gibt, sind sie da.

Wer etwa kann ohne Erlaubnis des Schahs, ohne Erlaubnis des Hofes, ohne Erlaubnis der Günstlinge des Schahs eine Fabrik, Land oder eine Bank besitzen, etwas exportieren oder importieren? Niemand, ohne die Erlaubnis des Schahs und seines Hofes kann niemand etwas unternehmen. Wie wollt ihr euch da beim Hof beschweren, wie könnt ihr da erwarten, daß der Hof gegen den Kommandanten einschreitet und ihm verbietet, sich die Quelle anzueignen?“

Mein Cousin verstummte, auch die Menge schwieg, und die Leute sahen sich betroffen an. Erst allmählich lebten die Gespräche wieder auf, bis schließlich alle zum Ergebnis kamen, die Großen wie die Kleinen, zur Quelle zu gehen, sobald der Kommandant versuchen sollte, diese an sich zu reißen, und sich ihm um jeden Preis entgegenzustellen.

An jenem Abend blieben die Gäste bis spät in der Nacht bei meinem Onkel. An den folgenden Abenden bis zum 12. Neujahrstag besuchten wir, wie es Brauch ist, allabendlich drei bis vier jüngere Verwandte in ihrem Haus, blieben eine Viertel- oder eine halbe Stunde und besuchten dann die Älteren, wo wir bis zu einer Stunde blieben. Nach dem 13. Neujahrstag fuhr mein Cousin wieder nach Teheran.

Als der Frühling begann, mußte ich nachmittags nach der Schule und am Freitag – dem islamischen Sonntag – meinem Vater im Obstgarten mithelfen. Zwei Monate nach dem Neujahrsfest waren unsere Kirschen reif. Nun pflückte jeder im Dorf seine Kirschen, um sie dann in den frühen Morgenstunden nach Teheran zu bringen. Eines

Tages, als mein Onkel zum Kirschenverkauf nach Teheran gefahren war und er wieder nach Hause zurückkehrte, kam er zu uns und rief meinen Vater. Leise redend verschwanden sie zwischen den Bäumen, und trotz aller Neugier bekam ich nicht mit, worüber sie sprachen.

Obwohl mein Onkel überhaupt keine Kirschen gepflückt hatte, fuhr er am nächsten Morgen mit einem Lieferwagen, der Kisten mit den Kirschen der anderen Bauern geladen hatte, früh nach Teheran los. Und ebenfalls seit dem frühen Morgen war mein Vater schlecht aufgelegt. Zum Frühstück trank er nur einen Tee. Als er dann die Kirschen in den Kisten mit Gras abdeckte und darüber Schnüre spannte, damit unterwegs nichts rausfiel, zog er sie entweder nicht ordentlich zu oder zog so fest, daß die Kirschen gequetscht wurden. Auch meine Mutter und ich waren nervös, weil wir nicht wußten, was wir tun sollten. Wir arbeiteten noch schneller und halfen unserem Vater, aber umsonst. Gerade stapelten wir die Kisten im Lieferwagen, als meine Großmutter, die eine sehr besorgte Miene machte, kam und meinen Vater fragte: „Gibt es schon was Neues? Hast du irgendwas aus Teheran gehört?“ Mein Vater bemühte sich, ruhig zu bleiben, er begrüßte meine Großmutter und sagte dann: „Nein, ich habe nichts Neues.“ Darauf entgegnete Großmutter: „Ich habe gehört, in Teheran soll allerhand los sein. An der Universität haben sie demonstriert, der Staat hat die Uni für zwei Wochen geschlossen, viele Studenten sind verhaftet worden.“

Als ich die Worte meiner Großmutter hörte, ergriff auch mich eine innere Unruhe, ich konnte mir denken, worüber mein Onkel mit meinem Vater gesprochen hatte. Ich dachte nur, hoffentlich ist meinem Cousin nichts passiert, hoffentlich ist er nicht verhaftet worden. Aber warum sonst waren mein Onkel und mein Vater so unruhig und hatten im Flüsterton gesprochen?

Auf einmal wußte ich gar nicht mehr, was ich tun sollte, meine Mutter und meine Großmutter waren ins Haus gegangen, während ich mit meinem Vater dem Nachbarn dabei half, die Kirschkisten im Lieferwagen zu stapeln. Dann fuhr mein Vater mit den Kirschen nach Teheran. Ich packte meine Bücher und meine Schultasche und machte mich hastig auf den Weg zur Schule, die in einem anderen Dorf lag. Es war schon etwas spät geworden.

An jenem Tag konnte ich dem Unterricht überhaupt nicht folgen. In meinen Gedanken und Vorstellungen war ich ganz bei meinem Cousin. Sobald die Schule aus war, rannte ich ohne stehenzubleiben von der Schule bis zu meinem Dorf. Ich merkte gar nicht, wie es bergauf und bergab ging. Als ich zu Hause ankam, war weder mein Onkel noch mein Vater aus Teheran zurück. Ich hielt es nicht länger bei uns zu Hause aus und ging zum Haus meines Onkels. Nach einer halben Stunde ging ich zu meiner Großmutter.

Überall herrschte Aufregung. Es wurde Nacht, aber von meinem Vater und meinem Onkel keine Spur. Als ich nach Hause kam, saß meine Tante mit meiner Mutter vor der Haustür. Als meine Tante mich sah, meinte sie: „Seit zwei Tagen schon haben wir in unserem Garten keine Kirschen geerntet, sie werden alle verfaulen. Und nun ist dein Onkel noch immer nicht aus Teheran zurückgekehrt. Kommt bitte morgen in der Frühe zu mir und helft mir beim Pflücken.“ An jenem Abend warteten wir vergeblich auf meinen Vater und meinen Onkel.

Im Morgengrauen, als es noch fast dunkel war, standen wir auf und gingen zum Obstgarten meines Onkels. Auch meine Großmutter war da. Wir begannen mit der Ernte. Nach den Kirschen meines Onkels kamen die meiner Großmutter und zu guter Letzt auch unsere eigenen an die Reihe. Inzwischen war es zehn Uhr geworden, an jenem Tag konnte ich nicht mehr zur Schule. Der Nach-

bar brachte unsere Kirschen und seine eigenen nach Teheran, am Nachmittag kamen mein Vater und mein Onkel endlich aus Teheran zurück. Sie waren hungrig und durstig. Auch meine Großmutter und meine Tante waren bei uns. Schnell bereiteten wir ihnen das Essen, aber viel aßen sie nicht. Mein Onkel berichtete: Er war zusammen mit meinem Vater zur Wohnung meines Cousins gefahren. Dort sahen sie, daß das Türschloß aufgebrochen war. Als sie ins Zimmer traten, lag alles zerstreut und durcheinander da. Dann suchten sie einige Bekannte auf. Auch sie wußten nichts von meinem Cousin. Darauf gingen sie zur örtlichen Polizeiwache. Auch sie gaben vor, nichts zu wissen. Als sie die Wache verließen, wurden sie von einem Polizisten, der aus unserem Dorf stammte, gesehen, und der klärte sie auf. Sie sollten zum Qasr-Gefängnis oder zum Ewin-Gefängnis gehen, da die verhafteten Studenten in diese Gefängnisse gebracht würden. Darauf gingen beide zu den genannten Gefängnissen, bekamen aber nichts heraus. Vor dem Ewin-Gefängnis sahen sie zahlreiche Eltern versammelt, die ebenfalls Auskunft über ihre Kinder haben wollten. Einige von ihnen erzählten, daß die verwundeten Studenten in verschiedenen Krankenhäusern lägen. Deshalb suchten mein Vater und mein Onkel nun die Krankenhäuser ab, da sie vom Gefängnis keine Auskunft erhalten hatten. Aber auch die Suche war erfolglos, da die Polizei niemandem erlaubte, die verletzten Studenten zu besuchen. So kehrten beide unverrichteter Dinge ins Dorf zurück.

Am Nachmittag des gleichen Tages trug meine Großmutter meinem Onkel auf, wieder nach Teheran zu fahren und nicht eher zurückzukommen, bis er meinen Cousin gefunden habe. Zu meinem Vater gewandt meinte sie: „Solange dein Bruder nicht zurückkommt, kümmerst du dich um unser Geschäft, wir werden dir dabei helfen.“

Als mein Onkel nach einigen Tagen aus Teheran

zurückkehrte, brachte er die Nachricht mit, daß mein Cousin im Ewin-Gefängnis sitze, aber keine Besuche empfangen dürfe. Die Botschaft versetzte das ganze Dorf in Aufregung, mein Cousin war schließlich der erste, der es geschafft hatte, an die Uni zu kommen, alle sprachen deshalb stets mit großem Respekt von ihm. Aber am meisten traf es meine Großmutter, es war, als hätte sie Feuer unter den Füßen. Nichts hielt sie mehr, die ganze Zeit fluchte sie auf den Schah und seinen Hof.

Ich griff nochmal zur „Stechfliege“, die ich meinem Cousin noch nicht zurückgegeben hatte, und begann, das Buch ein zweites Mal durchzulesen. Alle Dorfbewohner kamen zu meinem Onkel und meiner Tante, um ihnen ihr Mitgefühl auszudrücken und sie zu trösten. Aber die beiden waren geistig immer etwas abwesend, mit einem Fuß standen sie im Dorf, mit dem anderen in Teheran. Ich und die anderen Kinder aus dem Dorf, die mit mir zur Oberschule gingen, hatten jegliche Lust am Lernen verloren.

Eines Tages war es den Eltern meines Cousins gelungen, eine Besuchserlaubnis für das Gefängnis zu erhalten. Als sie aus Teheran zurückkehrten, kamen sie zu uns. Nach und nach trafen alle Dorfbewohner ein und wollten wissen, wie es meinem Cousin gehe. Und jedem erklärte mein Onkel von neuem, wie der Besuch bei seinem Sohn verlaufen sei. Meine Großmutter, die ganz aufgebracht war, sagte: „Da haben wir uns solche Mühe gegeben, das Kind großgezogen, es auf die Schule geschickt, alle Not, alle Entbehrungen auf uns genommen, in der Hoffnung, daß unser Kind einmal auf die Universität geht, und er ist auch auf die Uni gekommen, unser Junge, und jetzt dies! Das ganze Unglück, das wir erleiden, haben wir diesem Schah und seinem Hof zu verdanken. Der Baum ist schon an der Wurzel faul, diese Regierung ist in ihrem ganzen Wesen von Grund auf verdorben. Den Schah muß man mitsamt den Wurzeln aus-

reißen, damit die Menschen endlich ihren Frieden haben. Wenn der Schah nicht mehr ist, trauen sich auch die Oberste und Kommandanten nicht, ihren Fuß in unser Dorf zu setzen.“ Die Leute blieben noch bis spät in die Nacht sprachen über dies und das.

Von nun an war unser Haus jedesmal voll, wenn mein Onkel und meine Tante vom Besuch meines Cousins zurückkehrten. Ab und zu kamen auch Bekannte und Verwandte aus anderen Dörfern, um die Eltern meines Cousins zu trösten und nach dem Befinden meines Cousins zu fragen.

Dann, zum Winterende des gleichen Jahres, trafen aus Teheran ständig Nachrichten von neuen Demonstrationen auf den Straßen, auf den Basaren und an den Hochschulen ein, selbst die Oberschulen schlossen sich teilweise den Kundgebungen an. Als mit dem Frühling das neue Jahr anbrach, kamen täglich Neuigkeiten aus Teheran. Auch wir, die in die Schule gingen, beschlossen, zusammen mit der übrigen Dorfjugend bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach Teheran zu fahren, um bei den Demos mitzumachen. Als ich wieder einmal zu diesem Zweck auf dem Weg nach Teheran war, lernte ich im Bus jemanden kennen, den ich schon mehrfach auf den Demonstrationen gesehen hatte. Er gehörte zu den ganz Aktiven, ging ständig vor der Menge voran und rief Parolen. Selbiger schlug mir nun vor, doch auch im Dorf eine Demonstration zu organisieren und die Bauern aufzufordern, einen Protestmarsch durch die Dörfer zu machen.

So protestierten wir, die Dorfjugend, freitags wiederholt auf den staubigen Dorfstraßen, bis wir schließlich auf die Idee kamen, die Moschee herzurichten, um uns freitags dort zu treffen. So gingen wir eines Tages in größerer Zahl zur Moschee. Die Tür war unverschlossen, wie es im Trauermonat Moharram und im Fastenmonat

Ramadan meist der Fall ist. Die Tür und die Regalnischen waren ganz verstaubt, selbst auf den Koranen lag eine Staubschicht. Wir feigten alles blitzblank und trafen uns dort abends, unter der Woche, und freitags, um Nachrichten auszutauschen und Demos zu organisieren. Als uns Kassetten mit den Reden Khomeinis in die Hände fielen, fühlten wir uns wie verlorene Schafe, die ihren Hirten wiedergefunden hatten. Immer und immer wieder lauschten wir diesen Kassetten, Khomeini zeigte den Weg in die Freiheit, er sprach von der Ungerechtigkeit und Unterdrückung, die vom Hof des Schahs ausgingen, von der Armut und dem Elend des Volkes, von den gewaltigen Reichtümern des Irans und dem Erdöl: „Der Schah und der Hof rauben das Land aus. Sie werfen die Menschen ins Gefängnis, alles lebt in Unfreiheit. Sie machen mit den Ausländern gemeinsame Sache und plündern den Iran“. So sprach Khomeini und fuhr fort: „Die Öleinnahmen gehören dem Volk, sie müssen fürs Volk ausgegeben, unterm Volk verteilt werden. Alle Gefangenen müssen freigelassen werden. Statt Gefängnissen laßt uns Schulen bauen. Alle Parteien sollen sich frei entfalten können. Alle Meinungen sollen sich frei äußern können. Alle Zeitungen sollen frei schreiben können. Das Volk soll über sein Schicksal entscheiden.“

Diese Reden sprachen uns von der Seele. Und jeden Freitag, wenn wir uns in der Moschee versammelten, wurden wir mehr, bis schließlich ein Bauer meinte: „Es wäre gut, wenn wir einen Geistlichen holten, damit unsere Moschee und unser Dorf auch einen hat. Aber wir müssen einen holen, der auf Khomeinis Seite steht.“ Ein paar Tage später begab ich mich zusammen mit einem anderen nach Qom, zur Ausbildungsstätte der Geistlichen. Mit der Hilfe einiger Geistlicher, die wir dort trafen, fanden wir schließlich einen, dem wir die Lage in unserem Dorf darlegten. Er nahm uns mit in sein Käm-

merlein, das er mit zwei jüngeren Geistlichen teilte, kochte uns auf einem kleinen Ölofen einen Tee, den wir tranken, während wir dasaßen und uns unterhielten. Schließlich holte er ein paar Korane und einige Bücher von Baqer Sadr, dem bekannten islamischen Philosophen und Wirtschaftstheoretiker, sowie Kassetten und Flugblätter mit Khomeinis Reden. Er gab sie uns und machte ab, mit ein paar Geistlichen in unser Dorf zu kommen.

Einige Tage später, es war an einem Vormittag, stieg aus dem Minibus, der täglich aus Teheran in unser Dorf kam, ein Geistlicher mit einem ramponierten Koffer aus. Als wir davon erfuhren, rannten wir schnell zur Begrüßung hin. Dann gingen wir direkt zur Moschee. Am Abend versammelten sich die Dorfbewohner und hießen ihn willkommen. Ein Bauer erklärte sich bereit, dem Geistlichen Unterkunft im Haus seines Obstgartens zu geben. Von nun an verliefen unsere Zusammenkünfte hitziger, Abend für Abend wurden Reden über die Schahregierung und die künftige Regierung gehalten, Tonbänder vorgespielt und Diskussionen geführt.

Eines Abends machte der Geistliche zwei Vorschläge, die beide Zustimmung fanden. Der erste betraf die Einrichtung einer Kasse, in die jeder einzahlen sollte, soviel er konnte. Damit sollte der Kampf gegen die Regierung bestritten, sprich verschiedene Dinge eingekauft werden. Der zweite Vorschlag lautete, daß die Frauen ebenfalls zur Moschee kommen und an den Demonstrationen teilnehmen sollten. Zweimal pro Woche fuhr der Geistliche nach Teheran und kam mit Flugblättern und neuen Kassetten beladen zurück, die wir dann in der Schule und im Dorf verteilten. Manchmal mieteten wir auch einen Bus und stiegen alle – Männer, Frauen und Kinder – ein, so daß kaum noch Platz zum Stehen blieb. Wir fuhren dann nach Teheran, um an den Demonstrationen teilzunehmen.

Am Abend desselben Tages, als der Schah floh, gab es

in der Moschee keinen Platz mehr zum Sitzen. Männer und Frauen, Groß und Klein, hatten sie bis zum letzten Platz gefüllt. Der Geistliche sprach den ganzen Abend aufgeregt über den Islam und Khomeini. Zum Schluß sagte er: „Der Divisionskommandant hat den Menschen im Dorf viel Unrecht zugefügt und sich den Obstgarten und die Ländereien mit Gewalt angeeignet. Und mit dem Geld des Volkes hat er sich in diesem Garten einen Palast errichten lassen. Morgen früh wollen wir ihn aus dem Dorf vertreiben, damit das Volk sich sein Eigentum und das Land wieder holen kann.“

Unter den Dorfbewohnern entstand ein großer Tumult, vor allem die Jugendlichen erfaßte eine große Aufregung, und meine Großmutter, die es kaum noch aushielt, wäre am liebsten noch in der gleichen Nacht losgezogen, um den Kommandanten aus dem Dorf zu verjagen. Da meinte einer der Bauern: „Leute, der Kommandant ist doch gar nicht da, der hat sich doch schon seit ein paar Monaten nicht mehr im Dorf blicken lassen. Das letzte Mal, daß seine Frau und seine Kinder hier waren, ist schon zwei Monate her, und da sind sie am Morgen gekommen und am Nachmittag wieder gefahren. Die haben sich doch in der letzten Zeit gar nicht mehr ins Dorf getraut. In seinem Obstgarten leben jetzt nur sein Gärtner und sein Hausmeister, sowie zwei Offiziersbur-schen des Kommandanten. Sonst ist niemand dort.“

Am nächsten Morgen zog der Geistliche mit einem Lautsprecher in der Hand in aller Frühe durch die Dorf-gassen und rief: „Leute, erhebt euch, ihr habt lang genug das Unrecht ertragen. Setzt das Haus der Unterdrückung in Flammen. Vertreibt den Teufel aus dem Dorf. Das Volk muß endlich zu seinem Recht kommen.“ Da strömte Groß und Klein auf die Straße und versammelte sich nach und nach in der Moschee. Jeder hatte eine Schaufel oder einen Stock in der Hand, und unter der Führung des

Geistlichen ging es los zum Obstgarten des Kommandanten. Überall aus Gärten und Gassen ertönten Parolen, die der Geistliche in der Menge rief und aus der Menge zurückschallten. Vor dem Garten des Kommandanten riefen wir eine halbe Stunde lang Parolen, aber niemand öffnete das Gartentor. Da wollten die Leute die Tür aufbrechen und über die Mauer in den Garten eindringen. Aber der Geistliche warnte sie über den Lautsprecher, so etwas sei im Islam verboten. Sie sollten ihn vorlassen, er werde mit den Bewohnern verhandeln, damit sie die Tür aufmachten. Doch die Jugendlichen hörten nicht auf ihn, brachen die Tür auf und kletterten über die Mauern in den Garten. Die beiden Adjutanten des Kommandanten sowie der Gärtner und der Hausmeister leisteten ein wenig Widerstand, aber die Menge gelangte rasch in den Obstgarten. Jeder nahm sich etwas von dem, was es da gab. Hierauf versammelte der Geistliche die Menge vor der Luxusvilla und hielt eine Rede: „Jeder muß die mitgenommenen Sachen wieder an ihren Ort legen, um später zu entscheiden, wie sie unter den Dorfbewohnern zu verteilen sind.“ Dann fügte er hinzu, daß die beiden Adjutanten geflohen seien, der Hausmeister und der Gärtner dagegen seien arme Kerle, die ihr ganzes Leben genauso wie sie Tag und Nacht gearbeitet hätten; sie sollten deshalb einstweilen weiter hier leben dürfen. Schließlich hätten sie keine andere Bleibe, wo sie hingehen könnten. Bis über sie entschieden sei, sollten sie vorerst dableiben. Und zur Menge gewandt fuhr der Geistliche fort: „Ihr wißt ja auch, daß ich selbst hier kein eigenes Zuhause habe, nur ein kleines Zimmer in der Plantage von Resa Hussein. Wenn ihr einverstanden seid, nehme ich mir hier ein, zwei Zimmer, damit ich auch meine Frau und meine Kinder herholen kann und nicht die ganze Zeit von ihnen getrennt bin.“ Ein paar Tage später nahmen die Frau und die Kinder des Geistlichen drei Zimmer der Villa für sich

in Beschlag. Der Geistliche hatte drei Töchter und vier Söhne im Alter von elf bis sechsundzwanzig. Von nun an nahmen auch die Frau des Geistlichen und seine Kinder an den Demonstrationen speziell in Teheran teil.

Einmal, als wir wieder zum Demonstrieren nach Teheran gefahren waren, nahm der Geistliche drei Dorfjünglinge, darunter auch mich, sowie seine vier Söhne zu seinem Haus in Sar-Tscheschme (einem alten Viertel in Teheran) mit, wo er für sich und die anderen Pistolen holte. Als wir zurückkamen, begannen wir, Nacht für Nacht zu zweit Wache zu stehen.

Einen Monat nach Khomeinis Ankunft, nach der Auflösung des kaiserlichen Hofes und der Kapitulation der Armee wurde in unserem Dorf eine Hilfspolizei, das sogenannte Komitee gegründet. Einer der Söhne des Geistlichen wurde Leiter des Komitees. Unterdessen hatte der Geistliche zuerst den Hausmeister der Villa entlassen, angeblich, weil er gestohlen hatte und heimlich Beziehungen zum ehemaligen Kommandanten unterhielt, dann kam der Gärtner an die Reihe, den er mit der Begründung, er sei faul, tue nichts und lasse den Garten verkommen, ebenfalls entließ. An ihrer Stelle stellte er zwei Verwandte ein, die aus den Dörfern um Qom stammten. Die Obstplantage des Kommandanten hatte er sich ebenfalls unter den Nagel gerissen. Dann verlegt er das „Islamische Dorfkomitee“ auf das Grundstück eines der Obersten, sein Sohn nahm darauf die Villa, die in diesem Garten lag, als Gebäude der Hilfspolizei in Anspruch. Drei weitere solche Grundstücke wurden zum Besitz der Khomeini-Stiftung erklärt, dort zogen dann drei Händlerfamilien als „Vertreter des Imam Khomeini“ ein. Die Dorfbewohner, denen die Oberste und der Kommandant jene Gärten und Güter unter dem Einsatz der Bajonette geraubt hatten, kamen trotz aller Mühe nicht zu ihrem Eigentum.

Eines Abends beschwerten sich die Bauern in der Moschee heftig bei ihrem Geistlichen. Einer sagte: „Es war doch abgemacht, daß die Obstgärten und das ganze Eigentum dem Volk zurückgegeben werden, und stattdessen? Das Tollste dabei ist, daß du es an dich genommen hast und den Rest unter deinen Verwandten aufgeteilt hast wie das Fleisch des geschlachteten Lammes zum Opferfest. Wo bleibt da das Volk?“

Der Geistliche erwiderte: „Wir alle sind für die Sache des Islam tätig. Das, was ich und die Vertreter des Imam Khomeini besitzen, ist Eigentum des Islam, nicht unser eigenes. Wir haben den Aufstand gemacht, um den Weg des Islam zu beschreiten, und nicht nur um der Obstgärten, der Häuser und des Besitzes willen.“

Eines Nachts, als ich mit einem anderen Nachtwache hielt und wir am Grundstück eines der Vertreter des Imam Khomeini vorbeikamen, nahm ich den Geruch von Opium wahr. Ich wunderte mich sehr, sprang leise von der Gartenmauer in den Garten und schaute in der Dunkelheit, die mich umgab, durch die Fenster in die Zimmer. Da sah ich den Geistlichen zusammen mit weiteren Personen eine Opiumpfeife rauchen. Am nächsten Tag brachte ich dies in der Moschee zur Sprache, und meinte, wir müßten nochmal nach Qom und einen anständigen Geistlichen holen. Unserer rauche Opium und sei nichts für uns. Der Geistliche und seine vier Söhne bestritten es vehement und nannten mich einen Verleumder. Sie beschlossen, mich auf der Stelle aus der Hilfspolizei auszuschließen und nahmen mir die Pistole ab. Ein paar Tage lang war ich wie benommen, und was mich besonders traf, war, daß ich selbst nach Qom gegangen war und diesen Geistlichen geholt hatte. Das tat mir in der Seele weh.

Früher schon, als Khomeini noch in Paris war, hatte die Bevölkerung die Gefangenen aus den Gefängnissen befreit. Einige aus unserem Dorf, darunter mein Onkel,

mein Vater und ich, waren damals nach Teheran gefahren, um meinen Cousin mit einem gemieteten Wagen abzuholen. Schon zwei Kilometer vor dem Eingang zum Dorf sahen wir die Leute stehen, die zum Empfang meines Cousins aus allen umliegenden Dörfern gekommen waren. Die Menge wogte. Zu den Füßen meines Cousins wurde eine Kuh und einige Schafe geschlachtet. Dann gingen wir zu Fuß ins Dorf, mein Cousin wurde auf den Schultern dorthin getragen und in allen Gassen gezeigt. Vor jedem Haus stand der Hausherr, besprühte die Menge mit Rosenwasser und streute Noql-Bonbons über die Köpfe der Menschen.

Als mein Cousin nach ein paar Tagen erfuhr, daß ich eine Waffe besaß und mit dem Dorfkomitee zusammenarbeitete und außerdem aus Qom einen Geistlichen geholt hatte, wurde er wütend. „Warum“, fragte er, „habt ihr nicht selbst, warum haben die Bauern nicht selbst eine Hilfspolizei gegründet? Warum habt ihr zugelassen, daß der Geistliche das Grundstück des Divisionskommandanten für sich behält? Der Boden, der Besitz des Kommandanten und der Oberste gehört den Bauern dieses Dorfes, warum habt ihr zugelassen, daß der Geistliche ihn unter seiner Verwandtschaft aufteilt und verschenkt?“

Ich antwortete, daß sie das Land nicht für sich selbst genommen hätten, sondern für die Sache des Islam, und um es zum Nutzen des Islam zu verwenden. Da wurde mein Cousin noch wütender und sagte: „Ich habe im Gefängnis mit diesen Mullahs zusammengelebt und kenne sie sehr gut. Ich habe Khomeinis Vorstellungen gelesen und weiß, was er anstrebt. Ihm geht es überhaupt nicht ums Volk, ihm sind die Rechte des Volkes keinen Gedanken wert. Er redet nur, um damit das Volk auf seine Seite zu ziehen. Wenn er erst einmal fest im Sattel sitzt, stehen uns wieder Gefängnis und Hinrichtungen bevor.“

Ich verstand nicht, was mein Cousin sagen wollte und glaubte ihm nicht. Mir leuchtete das nicht ein, ich glaubte ihm nicht und war gekränkt, daß er so etwas behauptete. Lange blieb mein Cousin allerdings nicht im Dorf. Er ging nach Teheran und ließ sich für einige Zeit nicht mehr im Dorf blicken.

Nun, da ich aus der Hilfspolizei entlassen worden war und man mir die Waffe abgenommen hatte, kamen mir ständig die Worte meines Cousins in den Sinn. Gern hätte ich mich mit ihm getroffen, um mit ihm zu sprechen, aber ich wußte nicht, in welchem Teil von Teheran er wohnte. Denn er hatte nicht einmal seinen Eltern seine Anschrift hinterlassen. Ich ging jetzt nicht mehr in die Moschee und half lieber meinem Vater im Obstgarten – denn weiter die Oberschule zu besuchen hatte ich keine Lust. Sie war nämlich in eine Moschee umgewandelt worden, die anständigen Lehrer waren entlassen worden. Der ehemalige Hausmeister war zum Leiter des „Islamischen Vereins“ – der staatlichen Spitzelorganisation an allen Arbeitsplätzen – und zum stellvertretenden Schulvertreter aufgestiegen.

Eines Tages, als ich im Garten arbeitete, kam meine Großmutter eilig herein und verkündete: „Sie sind gerade dabei, um das Grundstück, auf dem die Quelle liegt, einen Drahtzaun zu legen.“ Ich nahm den Spaten und lief zur Quelle. In der Nähe der Quelle hatten schon einige Dorfbewohner den Geistlichen umringt und beschwerten sich über die Umzäunung.

Ich erreichte die Stelle zuerst, dann kam meine Großmutter. Die Menge wurde immer größer. Der ganze Wortwechsel erwies sich als fruchtlos. Da griff die versammelte Menge an und beseitigte den Stacheldraht. Meine Großmutter trat zur Quelle vor und sprach zur Menge: „Diese Quelle gehört allen, ohne sie haben wir kein Wasser. Der Divisionskommandant hat es trotz sei-

ner ganzen Macht nicht geschafft, sie uns zu entreißen. Da wollen wir es auch nicht zulassen, daß dieser opiumsüchtige Mulla uns mit seinen Betrügereien die Quelle abnimmt.“ Sie wollte weiterfahren, als der Sohn des Geistlichen, der Leiter der örtlichen Hilfspolizei war, auf meine Großmutter schoß. Sie fiel ins Wasser, worauf mein Vater, ich und die anderen ihr zu Hilfe eilten. Die Quelle war rot vor Blut, in allen stieg die Wut hoch. Sie griffen mit Stöcken und Spaten an. Da rannte der Geistliche mit seinen Söhnen davon. Sie verschwanden im Garten, den sie sich angeeignet hatten, und verschanzten sich dort. Die Menge wollte den Garten angreifen, aber einige ältere Dorfbewohner meinten: „Erst müssen wir uns um die Verletzte kümmern, die sie angeschossen haben.“

Darauf kehrten alle zur Quelle zurück. Meine Mutter, meine Tante und andere Dorffrauen holten meine Großmutter unter Schluchzen aus dem Wasser und legten sie daneben auf die Erde. Dann verbanden sie ihre Wunde. Die Kugel hatte sie an der Schulter getroffen. Meine Großmutter war kaum noch bei Bewußtsein. Wir, das heißt mein Vater, mein Onkel und ich, wickelten Großmutter in einige Decken ein und legten sie auf die Ladefläche eines Lieferwagens. Mein Vater und einige andere aus dem Dorf nahmen um sie herum Platz. Dann fuhr der Wagen los, Richtung Teheran, um meine Großmutter ins Krankenhaus zu bringen. An diesem Abend gingen nur wenige in die Moschee – zwei, die selbst der Hilfspolizei angehörten, und deren Eltern. Außer diesen wenigen kam das ganze Dorf bei uns zusammen. Die Frauen weinten und fluchten vor allem, die Männer schwiegen oder unterhielten sich. Eine meinte: „Es hat keinen Sinn, mit diesem Mulla Streit anzufangen, erst recht, wo sein Sohn Leiter der Ortspolizei und er selbst der Hauptprediger für das Freitagsge-

bet im Ort ist. Wir bilden besser eine Gruppe und fahren morgen nach Teheran, um uns dort zu beschweren.

Ich war zusammen mit einigen anderen Jugendlichen im Dorf der Meinung, daß wir den Mulla und seine Familie um jeden Preis entwaffnen müßten. Dieser Geistliche sei mit seinen Gaunereien so mächtig geworden, daß er sich alles erlauben könne. Es ging schon auf Mitternacht zu, und allmählich leerte sich das Haus. Die Jugendlichen sowie drei Männer mittleren Alters blieben noch bei uns, sie waren alle überzeugt, daß man den Mulla und seine Söhne entwaffnen müsse. Da sie sich alle einige waren, begannen sie, Pläne zu schmieden, wie das am besten zu bewerkstelligen sei. Wir wußten, daß zwei Personen nachts im Dorf Streife gingen. Nach einigem Beratschlagen und hin und her kletterten wir zu fünft, darunter auch ich, auf einen Walnußbaum, der in einer Dorf-gasse stand, und warteten bis die beiden Patrouillierenden vorbeikämen. Lange mußten wir nicht warten. Als sie sich unter dem Baum befanden, stürzten wir uns auf sie herab. Zu allererst hielten wir ihnen den Mund zu, damit sie keinen Lärm machten – einer von beiden war ein Sohn des Mullas, er trug eine Maschinenpistole. Der andere trug einen Revolver. Nachdem wir ihnen die Waffe abgenommen hatten, brachten wir beide zum Haus eines Dorfbewohners, der zu unserer Gruppe gehörte, und sperrten die beiden in ein Zimmer ein. Dem Hausbesitzer gaben wir die Pistole, damit er aufpaßte, daß sie nicht entliefen.

Der Garten des Obersten, dessen Villa in den Sitz des Komitees umgewandelt worden war, lag am Ufer des Baches. Drei von uns begaben sich darauf zum Bach und drangen in diesen Garten ein. Weitere sieben sollten bei der Eingangspforte zum Garten Wache halten. Zwischen den Bäumen hindurch näherten wir uns der Villa, die nunmehr die Hilfspolizei beherbergte. Wir kannten das

Gelände und das Haus wie unsere Hosentasche. Im Salon der Villa stand in der Mitte ein Tisch. An diesem saß jener Sohn des Mullas, der Leiter der Hilfspolizei war, die Maschinenpistole gegen den Tisch gelehnt. Vor ihm und links hatte der Salon zwei große Glasfenster. Wir beschloßen, gleichzeitig von beiden Seiten die Scheiben einzuschlagen und den Salon zu stürmen. Die Gruppe mit der Maschinenpistole sollte von vorne angreifen. In der Dunkelheit teilten wir uns in zwei Gruppen und gingen zum Angriff über. Im gleichen Moment, in dem ich mit drei weiteren Gefährten die linke Scheibe zertrümmerte, drangen fünf andere von vorne ein. Die drei Anwesenden ergaben sich ohne Widerstand. Wir nahmen ihnen die Waffen ab, brachten sie zu dem Haus, in dem sich unsere beiden anderen Gefangenen befanden, und sperrten sie in dasselbe Zimmer. Drei von uns bewachten sie, mit einer Maschinenpistole bewaffnet. Der Rest teilte sich in drei Gruppen, und so stiegen wir von drei Seiten über die Gartenmauer auf das ehemalige Grundstück des Divisionskommandanten, das nun der Mulla eingenommen hatte. In der Nähe der Villa versteckten wir uns hinter den Bäumen, um die Lage auszukundschaften. Wenige Minuten später verließ der Geistliche das Haus und ging auf das Gartentor zu. Er öffnete das Gatter, spähte hinaus und schloß es wieder.

Inzwischen hatten wir die Stellung gewechselt und uns dem Tor genähert. Als er umkehrte, griffen wir von hinten an – er fand keine Gelegenheit, sich zu wehren. Wir nahmen ihm die Pistole ab und betraten zusammen mit ihm das Haus. In seinem Arbeitszimmer fanden sich weitere Handfeuerwaffen, die wir ebenfalls mitnahmen. Unterdessen kamen die Frau des Mullas, seine Töchter und seine beiden anderen Söhne völlig verdutzt aus ihren Zimmern. Die älteste Tochter sprach: „Das, was ihr hier

tut, ist gegen den Islam. Was wollte ihr jetzt mit meinem Vater tun?“ wollte sie wissen.

Ich erwiderte: „Wer verhält sich da eigentlich gegen den Islam? Ihr, die ihr auf eine alte Frau geschossen habt, oder wir?“ Und ein anderer von uns sagte: „Und daß ihr den Obstgarten und das ganze Eigentum hier dem Volk weggenommen habt, ist das gegen den Islam, oder das, was wir getan haben?“ Und noch einer meinte: „Wir bringen ihren Vater und ihre Brüder zusammen mit den Waffen, die wir ihnen abgenommen haben, nach Teheran, und übergeben sie dort den Behörden. Und ihr packt besser eure Sachen und verschwindet dorthin, wo ihr hergekommen seid. In diesem Dorf habt ihr nichts mehr verloren.“ Dann brachten wir den Geistlichen in das Haus zu den anderen Gefangenen. Zuerst wußten wir nicht, was wir mit ihnen und ihren Waffen tun sollten. Einige fanden, wir sollten sie nach Teheran bringen und der Zentrale der Hilfspolizei übergeben und dem Leiter der Behörde erklären, was der Mulla und seine Kumpanen im Dorf für Unheil angerichtet hätten. Andere meinten, es sei nicht so leicht, sie nach Teheran zu bringen, besser, wir gingen ohne sie zur „Komitee-Zentrale“ und setzten sie über das Geschehen in Kenntnis.

Letzteres taten wir auch, und so brachen am nächsten Morgen zwei Personen nach Teheran auf, um die Zentrale zu informieren und Anweisungen zu holen. Gegen Sonnenuntergang tauchten mehr als zehn Lieferwagen, Minibusse und PKWs im Dorf auf, alle vollbesetzt mit Pasdaran, den sogenannten Revolutionswächtern. Sobald sie ausgestiegen waren, begannen sie, in die Luft zu schießen. Als keine Reaktion erfolgte, gingen sie zur Moschee und forderten die Dorfbevölkerung per Lautsprecher auf, in der Moschee zusammenzukommen. Meine Mutter erlaubte mir nicht, dorthin zu gehen. Sie wollte selber sehen, ob sie was Neues erfuhr, und dann

zurückkommen. Sie war schnell wieder da und berichtete: „Die Pasdaran, die aus Teheran gekommen sind, sind der Ansicht, daß Konterrevolutionäre und Schahanhänger in dieses Dorf eingedrungen sind und daß diese bei Nacht die der islamischen Revolution treu ergebenen Kräfte entwaffnet und gefangengenommen hätten.“ Sie fuhr fort: „Einige Pasdaran sind darauf losgezogen, um den Geistlichen und die fünf anderen zu befreien.“ Da hörten wir Schüsse fallen. Meine Mutter war ganz unruhig. Wir gingen zusammen in unseren Obstgarten, als jemand heftig ans Gartentor pochte. Ich blieb im Garten, während meine Mutter die Tür öffnete. Da stürmten mehrere Pasdaran mit gezückter Maschinenpistole herein, auf das Haus zu. Während ich das andere Ende des Gartens suchte, hörte ich, wie die Pasdaran meine Mutter nach mir fragten. Sie antwortete: „Mein Sohn ist gerade vor ein paar Minuten zur Moschee gegangen.“ Da verließen die Pasdaran den Garten. Meine Mutter kam und rief angsterfüllt nach mir. Ich kam auf sie zu und wir unterhielten uns leise. Ich sagte, daß ich versuchen würde, nach Teheran zu gelangen. Sie umarmte mich und begleitete mich bis zur Gartenmauer. Ich kletterte hoch und sprang in den Garten des Nachbarn. So erreichte ich, von Garten zu Garten fliehend, den Dorfrand. Von dort stieg ich einen Berghang hinauf und gelangte auf einen Weg, den ich kannte und der ins Dorf meiner Tante führte. Wieder ging es über die Gartenmauer, auf das Haus meiner Tante zu. Sie schliefen noch nicht. Ich klopfte. Der Sohn meiner Tante machte die Tür auf. Ich erzählte ihnen, was geschehen war. Die Nacht verbrachte ich bei ihnen. Am nächsten Tag half ich dem Mann der Tante im Garten. Die Tochter meiner Tante ging unterdessen in unser Dorf. Als sie zurückkehrte, berichtete sie, daß die Pasdaran dem Mulla und seinen Söhnen die Waffen zurückgegeben hätten und die Häuser im Dorf eins nach dem anderen durch-

sucht hätten. Neun Personen hätten sie festgenommen und nach Teheran gebracht. Sie hätten Haus und Garten meiner Eltern, meiner Großmutter und meines Onkels durchsucht, um mich zu finden. Darauf brachte mich die Tante zusammen mit ihrem Mann in ihrem Lieferwagen nachts nach Teheran. Die Nacht verbrachte ich bei einem Verwandten ihres Mannes. Am nächsten Tag gingen wir ins Krankenhaus, um meine Großmutter zu besuchen. Sie war operiert worden und befand sich auf dem Weg der Besserung. Sie lag zwar noch im Bett, aber ihre Augen funkelten lebhaft, als meine Tante davon erzählte, wie wir die Waffen des Mullas erbeuteten und dann die Pasdaran gekommen seien. Sie meinte: „Wenn ich dagewesen wäre, hätte ich zumindest einen Schuß in den Fuß des verlogenen Geistlichen gegeben, daß er ein paar Monate im Krankenhaus liegen müßte.“ Wir waren noch nicht gegangen, als meine Eltern und mein Onkel mit seiner Frau kamen, um ebenfalls Großmutter zu besuchen. Sie hatten Obst, Brot und Joghurt aus dem Dorf mitgebracht. Alle fragten, wie es ihr gehe, und küßten sie. Dann wechselte das Gespräch zu mir über. Wir kamen zum Schluß, daß ich mich nicht mehr ins Dorf zurückwagen dürfe. Nach einer heftigen Verabschiedungsszene verließen wir gemeinsam unsere Großmutter und begaben uns zu jener Wohnung, in der ich schon die vorige Nacht verbracht hatte. Als der Gastgeber von meiner Lage erfuhr, willigte er ein, mir für einige Monate ein Zimmer zu geben und mir außerdem dabei zu helfen, ein Mietzimmer zu finden. Einer seiner Freunde war Malermeister, und so konnte ich bei diesem wenige Tage später als einfacher Malergehilfe anfangen. An eine Fortsetzung des Schulbesuchs war jetzt nicht zu denken, denn ohne Arbeit konnte ich in Teheran nicht überleben.

Nach einem Monat hatte ich mir das Malerhandwerk einigermaßen angeeignet, mein Lohn stieg beachtlich.

Oft ging ich mit einem Arbeitskollegen zur Uni und den davor angesiedelten Buchläden, um mir das eine oder andere Buch zu kaufen. An der Uni waren laufend Demos. An den großen Kreuzungen in der Nähe der Uni sowie vor der Uni selbst saßen oder standen Grüppchen, die über die Regierungsform, den Islam, den Sozialismus und die Freiheit diskutierten. Vom Betrieb her hatten wir immer von zwölf bis zwei Mittagspause; ich aß schnell etwas, um dann auf dem Unigelände oder an den Kreuzungen den Gesprächen zuzuhören, an denen linke, gemäßigte, religiöse Gruppen und Hezbollahis – die Anhänger der Gottespartei – teilnahmen. Letztere akzeptierten überhaupt keine Partei und ließen sich auch auf keine Gründe und Argumente ein. Wenn sie auf etwas keine Antwort wußten, wurden sie wütend und begannen, Parolen zu rufen: „Die einzige Partei ist die Gottespartei, der einzige Führer ist Gottes Geist,“ (Ruhollah, Titel Khomeinis) und ließen die Versammlung platzen. Wehe, wenn dann ein Büchertisch in der Nähe war, der fiel ihren Angriffen stets zum Opfer.

Bei einer dieser Straßendebatten lernte ich einen jungen Arzt kennen. Er lud mich mehrfach zu sich nach Hause ein, nur daß ich die Einladung nicht erwidern konnte, weil ich ja im Hause der Verwandten wohnte. Nach einiger Zeit mietete ich auf den Vorschlag dieses Arztes hin eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung. Die halbe Miete bezahlte er, die andere Hälfte ich. Nun kam er mehrmals wöchentlich mit seinen Freunden zu mir, um in einem der Zimmer Sitzungen abzuhalten. Als meine Großmutter aus dem Krankenhaus entlassen wurde, mußte sie noch in Teheran bleiben, damit sie wöchentlich viermal zur Nachbehandlung ins Krankenhaus gehen konnte. Deshalb nahm ich sie zu mir in die Wohnung. Mit der Zeit lernte sie auch den Arzt und seine Freunde kennen. Manchmal ging ich auch mit meiner Großmutter zur

Universität oder zu einer der großen Straßenkreuzungen, wo wir lange zuhörten. Eines Abends blieb der Arzt zum Abendbrot da, und wir unterhielten uns über alles Mögliche. Er warf dabei eine für uns völlig neue Frage auf, nämlich, wieso die Schahregierung den Khomeini-Anhängern erlaubt hat, auf die Straße zu gehen und zu demonstrieren, den Ärzten dagegen nie? Und einmal, als er und seine Gruppe trotzdem beschlossen hatten zu demonstrieren, sei sofort die Polizei und der Geheimdienst Sawak gekommen, hätten sie angegriffen und viele Ärzte verletzt. Meine Großmutter erwiderte: „Wir waren damals noch nicht in Teheran, und selbst wenn – so gut hätten wir uns in der Politik auch nicht ausgekannt, um den Grund dafür zu erkennen.“ Darauf erklärte der Arzt: „Schon seit Jahren haben zwei wichtige Gruppen gegen die Schahregierung gekämpft. Die einen waren die „Partisanen der Volksfedayin“, die anderen die Modschahe-din. Diese beiden waren unter der Bevölkerung, namentlich unter den Lehrern, Schülern und Studenten sowie den Ärzten wohlbekannt. Beide waren gegen die Monarchie, gegen die Diktatur und gegen die ausländischen Staaten, die den Iran ausbeuteten. Der Schah und seine ausländischen Beschützer waren der Auffassung, daß sowohl die Partisanen der Volksfedayin als auch die Modschahe-din sozialistische Ideen vertraten. Wenn die Regierungsgewalt in die Hände einer dieser beiden Gruppen fiel, werde sich der Iran – so befürchteten sie – der Sowjetunion annähern. Die Sowjetunion könne dann über den Iran Zugang zum Persischen Golf erlangen. Das berge für die USA und ihre verbündeten Staaten eine große Gefahr. Auch könnten die USA, England und ihre Verbündete dann den Iran nicht mehr so wie früher ausbeuten. Als deutlich war, daß der Schah unter der Bevölkerung verhaßt war und im Iran nicht länger so regieren konnte, versuchten der Schah wie auch England und die USA, einen

Staatsrat einzurichten, in der Hoffnung, daß die Frau des Schahs, sein Sohn und die Armee den Zorn und den Protest des Volks nach und nach zum Verstummen brächten. Aber als die Menschen nicht beigaben und der Proteststurm zum Orkan anwuchs, der die Wurzeln der Unterdrückung auszureißen drohte, setzten der Schah, die Armee und England wie Amerika alles daran, zu verhindern, daß die freiheitsliebenden Kräfte unter den Gegnern der Monarchie, etwa die Modschahedin oder die Volksfedayin, siegten. Wenn sie schon nicht ihre eigenen Anhänger an die Stelle des Schahs setzen konnten, so sollte wenigstens ein Gegner an die Macht kommen, der gegen die Freiheit und gegen den Sozialismus war und fähig war, den Vulkan der Revolution zu löschen. Aus dieser Sicht waren Khomeini und sein Kreis für England und Amerika noch immer der Beste unter den Gegnern des Schahs. Dies ist der Grund, weshalb die Armee und der Geheimdienst des Schahs zwar die Demonstrationen und Proteste der demokratisch gesinnten Schüler, Lehrer, Studenten und Ärzte massiv niederschlugen, die Mullahs und Geistlichen auf der Seite Khomeinis dagegen problemlos Erlaubnisse zum Demonstrieren erhielten.“ Und der Arzt fuhr fort: „Übrigens fanden zwischen Vertretern Khomeinis, als dieser noch in Paris war, und England sowie Amerika geheime Absprachen statt, von deren Inhalt wir noch nichts wissen. Und als Khomeini dann kam, fanden zwischen seinen Vertretern und den Militärs geheimgehaltene Treffen statt, von deren Inhalt wir auch nur gerüchtehalber wissen. Eines jedenfalls ist deutlich geworden: Khomeini ist selbst zum Diktator geworden, und je stabiler seine Herrschaftsbasis wird, desto massiver wird er die vom Volk errungenen Rechte angreifen. Eben jetzt hat er sich zu erkennen gegeben. Khomeini spricht nämlich von der „Islamischen Republik“, um diesen Staat zu definieren, kein Wörtchen mehr und keines

weniger. „Islamische Republik“ heißt im Klartext „Diktatur Khomeinis“, es ist die Todesstunde der Pressefreiheit, der Parteienfreiheit, der Meinungsfreiheit. Daher ist es die Pflicht jedes freiheitsliebenden Menschen, etwas gegen die aufziehende Diktatur Khomeinis zu unternehmen, Khomeini und sein Programm zu entlarven, die Islamische Republik, die Khomeini aufzubauen gedenkt, zu bekämpfen. Wer Khomeinis Buch „Die islamische Regierung“ aufmerksam gelesen hat, wird merken, daß seine islamische Regierung hundertmal schlechter ist als die Schahregierung.“

An jenem Abend erzählte der Arzt meiner Großmutter und mir bis spät in die Nacht von verschiedenen Gruppen und Organisationen. Als wir dann schlafen gingen, meinte meine Großmutter: „Ja, da haben wir wohl den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben.“

Als ich am nächsten Tag zur Arbeitsstelle kam, ließ mich der Chef zusammen mit einem anderen Arbeiter in sein Auto einsteigen, verstaute das Malerwerkzeug im Kofferraum und befestigte die Malerleiter auf dem Gepäckträger. Er fuhr mit uns in die Nähe der Mossadeq-Kreuzung, und wir betraten ein mehrstöckiges Gebäude. Das oberste Stockwerk war schon fertiggestellt, und unsere Aufgabe war es, die Wände von oben beginnend zu streichen – unten waren die Bauarbeiten noch nicht abgeschlossen. Von nun an arbeitete ich täglich in diesem Gebäude. Die zwei Stunden Mittagspause waren für mich ganz günstig. Denn sowohl an der Mossadeq-Kreuzung wie auf dem Gelände vor der Universität und auf dem Weg dazwischen waren alle paar Schritte Bücherstände und diskutierende Gruppen. Wenn wir in den oberen Stockwerken arbeiteten, konnten wir von dort sogar die Stände und Grüppchen beobachten. Jeden Tag fand auch in irgendeiner Form eine Demonstration statt, manchmal von Schülern, manchmal von Studenten, manchmal von

verschiedenen Gruppen. Und stets wurden die Demonstranten von den Hesbollahis angegriffen. Mal hatten sie Erfolg und lösten den Protestzug auf, mal war die andere Seite stark, und die Hesbollahis mußten unverrichteter Dinge abziehen.

Eines Tages kam es zu einer größeren Demonstration. Die Demonstranten zogen gruppenweise zur Universität. Mein Arbeitskollege und ich machten eine halbe Stunde früher Feierabend und gingen ebenfalls Richtung Universität. Dort war alles voller Menschen. Als wir ankamen, war die Kundgebung wohl gerade zu Ende gegangen und die Menge machte sich auf den Heimweg. Vor dem Eingang zur Uni herrschte größerer Tumult. Dort hatten sich mit Stöcken und Knüppeln bewaffnete Hesbollahis in größerer Zahl hingestellt und attackierten die herauskommende Menge. Es kam zu massiven Auseinandersetzungen zwischen den Demonstranten und den Hesbollahis. Mir selbst gelang es, wieder zu dem Gebäude, in dem ich arbeitete, zurückzukehren, ich stieg hoch in den obersten Stock, von wo ich die Auseinandersetzung auf der ganzen Straßenlänge beobachten konnte. Es war knapp eine halbe Stunde vergangen, als mein Arbeitskollege jammernd und klagend die Treppe hoch kam – die Hesbollahis hatten ihn gründlich verprügelt, so daß er an diesem Tag nicht mehr weiterarbeiten konnte. Er mußte nach Hause gehen, um sich dort auszukurieren. Einige Tage lang erschien er nicht zur Arbeit. Als der Arzt erfuhr, daß ich in einem mehrstöckigen Haus nahe der Mossadeq-Kreuzung arbeitete, bat er mich, ihm und seinen Freunden in bestimmter Hinsicht zu helfen. Mein Arbeitskollege und ich hatten nämlich im obersten Stock einen kleinen Raum, in dem wir unsere Sachen verstauten und für den wir einen Schlüssel hatten. Wir durften dort sogar übernachten. Der Arbeitgeber hatte uns den Raum für die Dauer der

Arbeit zur Verfügung gestellt. Der Arzt stellte mir nun zwei seiner Freunde vor, an die ich alles weiterleiten sollte, was der Arzt mir für sie gab. Von nun an brachte der Arzt immer eine Menge Flugblätter und Publikationen zu mir nach Hause. Ich trug sie an meinen Arbeitsplatz und legte sie in den besagten Raum. Dann kamen die mir vorgestellten Freunde und holten sie dort ab.

Mit der Zeit fühlte ich mich von den Worten und Ideen des Arztes und seiner Freunde immer stärker angezogen und wollte gern an seinen Sitzungen teilnehmen, die er bei mir zu Hause abhielt. Ich sprach ihn darauf an, und nachdem seine Freunde zugestimmt hatten, durfte ich ebenfalls an ihren Sitzungen teilnehmen.

Mittlerweile waren die Bauarbeiten an jenem Gebäude, in dem ich arbeitete, abgeschlossen, so daß es ganz in unseren Händen war. Da mein Arbeitgeber die Malerarbeiten möglichst rasch erledigt haben wollte, hatte er vor, zu unserer Unterstützung einige neue Mitarbeiter zu holen. So erhöhte sich die Zahl derer, die das Haus strichen, nach und nach auf sechs. Einer von den Neuen, der selbst keine Unterkunft hatte, durfte deshalb im ersten Stock für die Dauer der Arbeiten ein Zimmer beziehen und dort wohnen. Da beratschlagten wir uns und kamen überein, für uns sechs Küchengeräte anzuschaffen und im Zimmer des Kollegen zu kochen und Mittag zu essen. Nach dem Mittagessen waren wir alle zwei Stunden draußen auf der Straße oder vor der Universität. Wir beteiligten uns an den Straßendiskussionen oder standen an den Büchertischen und schauten uns die ausgelegten Bücher und Zeitschriften an. Ab und zu kauften wir auch was. Bei der Arbeit und beim Mittagessen sprachen wir über das, was wir bei den Diskussionen gehört und in den Publikationen und Flugblättern gelesen hatten. Keiner von uns sechs war verheiratet oder hatte Kinder. Alle waren wir jünger als dreißig. Jeder von uns war auf die

eine oder andere Art gezwungen gewesen, seine Schule oder sein Studium abzubrechen.

Auf den Sitzungen mit dem Doktor und seinen Freunden bekam ich allmählich mehr Aufgaben zugeteilt. So mußte ich nun selbst zu einem bestimmten Ort gehen und dort Flugblätter und Publikationen abholen und zum Hochhaus bringen, in dem ich arbeitete. Von dort hatte ich sie dann den Freunden des Doktors zu überbringen, die er mir vorgestellt hatte. Außerdem sollte ich mit den Arbeitskollegen, die interessiert und bereit waren, Treffen durchführen, auf denen wir diskutierten. Die Ansichten des Kollegen, der in dem Haus ein Zimmer bekommen hatte, sowie eines weiteren Mitarbeiters, standen den meinigen sehr nahe, und so machten wir ab, uns zweimal pro Woche zu treffen. Auf der einen Sitzung waren wir jeweils zu dritt, sie dauerte meist vier bis fünf Stunden, die andere fand zusammen mit dem Doktor statt, der unsere Fragen beantwortete, die gesamte Lage analysierte und seine Ansichten zu Khomeinis Programm und zur islamischen Regierung sowie zu den verschiedenen politischen Gruppen und Organisationen darlegte. Anschließend bekamen wir verschiedene Aufgaben zugeteilt, etwa Flugblätter verteilen, in den Straßen und Gassen im Umkreis der Universität Parolen schreiben, u.s.w. Wir mußten ganz heimlich vorgehen, denn so langsam wurden die Straßengefechte und Überfälle der Hesbollahis sowie der Pasdaran immer häufiger und brutaler.

Einmal war die ganze Straße voll von Menschen, Gruppen von Demonstranten riefen Parolen und gingen weiter. Wir waren bei der Arbeit und konnten sie nicht unterbrechen, aber ab und zu gingen wir ans Fenster und schauten aus der Höhe zu. Auf einmal merkten wir, daß die Menschen zu fliehen begannen. Ich rannte los, nach unten, und machte die Haustüre auf, um zu sehen, was los war. Die Menschen flohen in Panik, die Geschäfts-

besitzer ließen die Rolläden runter. In der Ferne sah man die Fahrzeuge der Pasdaran und der Revolutionskomitees. Hesbollahis waren dabei, die Demonstrationsteilnehmer mit Stöcken und Knüppeln auseinander zu treiben. Einige Pasdaran kamen auf Motorrädern angesprescht und holten die Fliehenden ein, die sie dann gemeinsam mit den Hesbollahis verprügelten, um sie anschließend in einen Minibus zu werfen und abzutransportieren. Aus Angst vor den Komiteeangehörigen und den Hesbollahis hatte ich die Haustür wieder geschlossen und war auf dem Weg nach oben, als plötzlich jemand heftig gegen die Haustür bollerte. Ich dachte einen Moment, es seien Hesbollahis und wollte die Tür lieber nicht öffnen, aber dann sagte ich zu mir selbst, du hast doch deine Arbeitsmontur an, sie sehen doch, daß du hier arbeitest und nicht auf der Demo warst. Ich eilte zur Tür und machte auf. Ehe ich mich's versah, stürzte jemand hinein und machte die Tür gleich hinter sich zu.

Es war ein Mädchen mit staubigen, zerrissenen Kleidern, das ganz außer Atem war und aus der Nase blutete. Keuchend fragte es, ob ich sie ein paar Stunden im Haus verstecken könnte. Ich führte sie die Treppe hinauf und geleitete sie in den obersten Stock. Dort zeigte ich ihr das Waschbecken, damit sie ihr Gesicht und die Hände waschen konnte. Ich inspizierte derweil vom Fenster aus die Straße. Die Hesbollahis und die Pasdaran waren nicht mehr weit von unserem Haus, und jeder Passant, der ihnen zwischen die Finger geriet, wurde ohne Ausnahme verprügelt. Die Straße leerte sich allmählich. Die junge Frau war ebenfalls ans Fenster gekommen und sah auf die Straße. Ich ging runter, kochte einen Tee und brachte ihn hoch zu ihr. Sie bedankte sich und erzählte: „Ich war gerade dabei, Flugblätter zu verteilen, da kamen die Hesbollahis, zerrissen die Flugblätter, schlugen auf mich ein und warfen mich dann in einen Minibus. Aber der war

schon so voll, daß fast kein Platz mehr war. Der Bus fuhr los, zur Komiteewache am Ferdousi-Platz. Ein Pasdar lenkte, ein anderer bewachte die Tür. Als wir uns etwas von den anderen Pasdaran und den Hesbollahis entfernt hatten, riefen wir laut um Hilfe. Die fliehende Menge wurde aufmerksam, umringte den Minibus und hinderte ihn an der Weiterfahrt. Die Menge draußen wie drinnen beförderte die beiden Pasdaran aus dem Fahrzeug. Dann öffneten wir die Bustür und flohen. Als ich fast keine Luft mehr kriegte und nicht mehr weiter konnte, habe ich hier angeklopft.“

Darauf sagte ich zu ihr: „Ich arbeite hier in diesem Haus und streiche die Wände. Ich würde auch gern bei den Demos mitmachen, aber in dieser Straße gibt es jeden Tag eine, ich kann ja nicht jeden Tag die Arbeit liegen lassen und zur Demo gehen. Wie soll ich sonst mein Brot verdienen, meine Miete zahlen? Da muß ich halt arbeiten. Und obendrein habe ich auch meine Großmutter zu versorgen, die bei mir wohnt. Aber trotzdem lasse ich manchmal die Arbeit Arbeit sein und schließe mich den Kundgebungen an.“

Nach und nach trafen meine Arbeitskollegen ein. Jeder begrüßte das Mädchen, das sich mit dem Namen Setare vorstellte. Einer von ihnen ging runter und brachte Tee und das Teegeschirr hoch, dann setzten wir uns. Langsam kam eine Unterhaltung in Gang. Meine Arbeitskollegen erzählten der Reihe nach, was sie von Khomeini und der Islamischen Republik hielten, während Setare zuhörte. Als sie ebenfalls nach ihrer Ansicht gefragt wurde, meinte sie: „Ihr habt doch sicher schon von der Salami-taktik gehört, wenn man etwas stückchenweise und wohlkalkuliert durchführt, so wie die Schneidemaschine von der Salami Scheibe um Scheibe abschneidet. Mit Khomeini ist es wie mit der Schneidemaschine: Erst hat das Volk eine Revolution gemacht, seine Freiheit gewon-

nen und vieles in seine Hände gebracht, was eigentlich ihm zu Diensten stehen sollte. Das Volk hat die Kasernen, die Polizeiposten, die Gendarmerie-Einheiten entwaffnet, die meisten Menschen in der Stadt und auf dem Land sind in den Besitz von Waffen gelangt und haben zur Wahrung von Ruhe und Ordnung Komitees gebildet. Viele Wohnungslose bekamen eine leerstehende Wohnung. Viele Landlose haben sich das Land genommen, das sich im Besitz der Großgrundbesitzer, der Savak-Leute und der Höflinge des Schahs befunden hatte, und haben es untereinander aufgeteilt. Und da Khomeini nicht in der Lage ist, den Leuten die ganze Freiheit auf einmal wegzunehmen, d.h. die Menschen aus den gefundenen Wohnungen wieder rauszuschmeißen, die Räte, die sich im ganzen Land gebildet haben, aufzulösen, und die Menschen zu entwaffnen, da er das alles nicht auf einen Schlag tun kann, greift er zur Salamtaktik und nimmt den Menschen Stück für Stück das wieder ab, was sie durch die Revolution erobert haben. Wenn die Menschen keinen Widerstand leisten und das Er kämpfte nicht bewahren, wird Khomeini ihnen zuerst einmal die gewonnenen Rechte abnehmen und sie dann in ein Blutbad stürzen. Wer seine Ohren spitzt, hört schon jetzt die Schüsse, die sich gegen das Volk und die freiheitsliebenden Menschen richten.“

Einer meiner Kollegen, er war 24 Jahre alt, erzählte darauf: „Als Khomeini noch in Paris war und Weisung gab, zu demonstrieren, nahm ich mit den Jugendlichen aus meinem Wohnort an den Demos teil. Besonders nachts, unter der Ausgangssperre, versuchten wir egal wie raus auf die Straßen und Gassen zu gehen, wo wir wohnen, und riefen „Allahu Akbar“ (Gott ist der Größte). Wir riefen Parolen und schrieben sie an die Wände. Als das Volk die Kasernen stürmte und die Armee entwaffnete, war ich auch dabei, und zwar bei der Erstürmung der

„Bagh-e Schah“-Kaserne. Ich nahm zwei GC-Maschinenpistolen mit nach Hause. Nachts hielt ich zusammen mit meinem Bruder im Revolutionskomitee in der Moschee bei unserem Haus ehrenamtlich Wache. Wir brachten dazu die erbeuteten Waffen mit. Aber die Hesbollahis in der Gegend wußten, daß wir keine Khomeini-Anhänger waren, und seit Khomeinis Rückkehr aus Paris war noch kein Monat vergangen, als das örtliche Komitee unsere Waffen einzog und uns aus dem Revolutionskomitee verstieß.“ Dann erzählten die anderen Kollegen ihre Geschichte, und als ich an die Reihe kam, schilderte ich haarklein, was in unserem Dorf vorgefallen war. Inzwischen war es dunkel geworden, und ich erbot mich, Setare nach Hause zu begleiten. Zuerst meinte Setare, sie könne auch gut alleine heimgehen, aber dann willigte sie doch ein.

Wir verließen das Gebäude durch eine Tür, die in eine Seitengasse führte. Ich kannte mich in den Gassen dieses Viertels aus, weil ich hier oft mit meinem Freund Parolen an die Wände geschrieben und Flugblätter verteilt hatte. Wir gingen durch mehrere Gassen und Gäßchen, bis wir in die Mossadeq-Straße kamen. Setare mußte in Richtung der Eisenbahn gehen, wo die Wohnung ihrer Eltern lag. Wir warteten eine Weile auf ein Taxi, aber es tauchte keines auf. Die Warteschlange an der Bushaltestelle war sehr lang. Deshalb beschlossen wir, zu Fuß zu gehen und irgendwo unterwegs in den Bus einzusteigen. Während wir zu Fuß gingen, fragte ich Setare nach ihrer Familie. Ich wollte wissen, ob ihre Eltern einverstanden seien, daß sie an den Demos teilnehme, ob sie nicht schimpften, wenn sie so spät nach Hause komme? Setare antwortete, daß ihre Eltern sehr religiös seien, die täglichen Pflichtgebete verrichteten und auch die Fastengebote peinlich genau einhielten und diese Pflichten noch nie versäumt hätten. Aber Khomeini

akzeptierten sie nicht. Sie meinte: „Mein Vater sagt immer, wenn man einem Mulla eine Mark in die Hand legt, rückt er sie nicht mehr raus. Selbst wenn man ihm einen glühenden Spieß auf den Handrücken preßte, er würde die Münze nicht mehr loslassen. Wenn ein Mulla eine Gebetskette in der Hand hat, dann nicht, um Gebete aufzusagen, vielmehr sagt er dann zu sich im Geiste:

„Was mein ist, ist mein, was dein ist, sei mein.“

Ihre Worte machten tiefen Eindruck auf mich, sie redete sehr schön! Schon in dem Moment, als ich ihr die Tür zu unserem Hochhaus aufgemacht hatte, hatte mich ihr Anblick, ihre leuchtenden Augen, im Innersten berührt. Ihr zerzaustes Äußeres, ihre blutende Nase hatten dem keinen Abbruch getan. Sie hatte ein schönes Gesicht, ihre Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden, sie war hochgewachsen und reichte fast bis an mich, ihre Figur unter der staubigen Kleidung erschien kräftig und wohlgebaut.

Als wir auf der Straße zusammen zu ihrer Wohnung gingen, wünschte ich mir heimlich, es möge noch ganz weit bis zur ihr sein. Als wir dann in eine Gasse einbiegen wollten, und Setare sagte, daß sie hier wohne, war ich daher etwas betrübt. Verlegen sagte ich zu ihr: „Es wäre schön, wenn wir noch eine weitere Stunde zusammen spazierengehen und reden könnten.“ Aber sie meinte, ihre Eltern würden sich sonst Sorgen machen. So bat ich sie unbeholfen, wenn sie mal in der Nähe der Uni vorbeikomme oder auf einer Demonstration in eine brenzlige Lage gerate, solle sie ruhig zu dem Haus kommen, in dem ich arbeite. Setare lächelte und bedankte sich dafür, daß ich sie nach Hause begleitet hatte und daß sie in jenem Haus hatte bleiben können, bis die Hesbollahis vorbei waren. „Wenn du die Tür nicht geöffnet hättest“, sagte sie, „dann wäre ich jetzt vielleicht im Revolutionskomitee gefangen.“ Ich meinte, das sei nicht der Rede

wert, ich habe nur meine Pflicht getan. Wenn ich schon nicht an der Demo teilgenommen habe, müßte ich zumindest sonst etwas Sinnvolles leisten. Dann verabschiedete sich Setare und bog in die Gasse ein. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr losreißen. Als sie die halbe Strecke zurückgelegt hatte, nahm ich sie in der Dunkelheit nur noch schemenhaft wahr. Kurz darauf lösten sich auch diese verschwommenen Umrisse auf.

In den folgenden Tage half ich meinen Freunden zur Mittagszeit immer beim Kochen, damit das Essen möglichst rasch fertig wurde, aber in Gedanken war ich nicht beim Essen, und bald sprang ich auf, egal ob hungrig oder satt, wechselte meine Kleidung, machte mich vor dem Spiegel zurecht und klapperte dann die Straßen ab. Mit jedem Büchertisch, in jeder Buchhandlung, überall, wo eine Gruppe diskutierte, suchten meine Blicke nach Setare. Am Anfang war ich noch voller Hoffnung, aber die Hoffnung schwand allmählich dahin. Meine Kollegen hatten natürlich gemerkt, daß mich Setare in ihren Bann gezogen hatte, und ihr Protest regte sich: „Du ißt gar nicht mehr richtig! Und wenn du mit dem Geschirrspülen dran bist, sieht es danach so aus, daß es besser wäre, du würdest gar nicht spülen. Und der Tee, den du ziehen läßt, ist entweder zu stark und bitter oder eine wässrige Brühe.“ So mußte ich meine Eile beim Mittagessen, möglichst rasch wegzukommen, bremsen. Ein paarmal ging ich nach dem Mittagessen auch direkt zu jener Gasse, vor der sie sich von mir verabschiedet hatte, und bummelte eine Stunde lang dort herum, in der Hoffnung, sie zufällig zu treffen – umsonst.

Meine Großmutter, die sich inzwischen wieder erholt hatte, zeigte keine Lust, ins Dorf zurückzukehren. Denn inzwischen hatte sie unter den Nachbarn Freunde und Bekannte gefunden, stattete Besuche ab und empfing Besucher. Sie hörte Nachrichten und hob Flugblätter und

sonstige Schriften auf, die vor der Haustür verstreut wurden, um sie sich dann abends von mir vorlesen zu lassen. Ihre neu gefundenen Freunde hatten alle schon Söhne und Töchter, sogar Enkelkinder. Und diese Söhne, Töchter und Enkel waren allesamt politisch aktiv, einige hatten soviele Enkelkinder, daß in jeder politischen Gruppe zumindest eines davon aktiv war, selbst bei den Hesbollahis.

Meine Oma ging jeden Tag Brot einkaufen, manchmal brach sie auf, wenn es draußen noch finster und dunkel war, um sich in der Warteschlange für das Brot anzustellen. Die Wartenden, oft alte Männer und Frauen, tauschten dort ihre Neuigkeiten aus, und so erfuhr ich von meiner Großmutter beim Frühstück die verschiedensten Nachrichten. Eines Morgens, als meine Großmutter vom Broteinkauf zurückkehrte, sagte sie: „Heute gehe ich mit zwei Nachbarinnen zur Justiz.“ „Zur Justiz? Wozu denn das?“ fragte ich erstaunt. Sie antwortete: „Die Regierung hat jemanden festgenommen, der schon unter dem Schah im Gefängnis war, und hält ihn schon einige Zeit gefangen. Wenn der jetzt nicht freikommt, wird ihn Khomeinis Regierung später hinrichten. Wir gehen zur Justizverwaltung, um gegen diese Inhaftierung zu protestieren und seine Freilassung zu fordern.“ Meine Großmutter war mit dem Frühstück schneller fertig als ich und machte sich auf den Weg. Als ich zur Arbeit ging, erzählten mir zwei meiner Kollegen, daß ihre Mütter zur Justizverwaltung gegangen seien, um für die Freilassung der politischen Gefangenen zu demonstrieren.

Als ich am Abend heimkehrte, waren meine Eltern da. Sie hatten aus dem Dorf Brot, Joghurt und Milch mitgebracht und räumten es gerade zusammen mit meiner Oma ein. Nach einer herzlichen Begrüßung setzte wir uns im Kreis hin, und ich fragte meinen Vater nach der Lage im Dorf und wie es den Leuten ging.

Mein Vater fing an zu berichten: „Zum Glück haben der Mulla und seine Kinder nicht weiter versucht, die Quelle dem Obstgarten zuzuschlagen, den sie sich unter den Nagel gerissen haben. Aber unterhalb der Quelle haben sie einen halben Hektar Land gekauft, auf dem sie gerade eine neue Moschee bauen. Der Staat hat ihnen dafür eine Menge Geld gegeben und auch das Baumaterial geliefert. Von den Jungen im Dorf ist eine Reihe in die Stadt abgewandert, einige sind auch Pasdar geworden und ein paar andere haben sonst eine Tätigkeit gefunden.“

Als ich meinen Vater nach meinem Cousin fragte, sagte er ganz besorgt zu meiner Großmutter gewandt: „Von ihm wissen wir gar nichts Näheres. Vor ein paar Wochen war er im Schutz der Dunkelheit einmal ins Dorf gekommen, um seine Eltern zu sehen. Eine Stunde lang war er auch bei uns, aber auf alle Fragen, wo in Teheran er jetzt wohne und was er mache, gab er keine rechte Auskunft.“ Und zu mir meinte mein Vater: „Als deine Mutter ihn fragte, wo in Teheran er lebt, hat er geantwortet: „Unter dem Himmel Teherans.“ Sie hat gelacht und ihn gefragt, ob er arbeitet, lernt oder einen Beruf hat, und seine Antwort war: „Mein Beruf ist der Kampf“. Als er gehen wollte, gaben wir uns die Hände und umarmten uns zum Abschied. Wir ermahnten ihn, sehr vorsichtig zu sein, die Khomeini-Regierung sei darauf aus, viele der politischen Gefangenen der Schahzeit wieder hinter Gitter zu bringen und durchsuche Haus um Haus nach ihnen. Darauf hat dein Cousin gesagt: „Bis zu mir reicht ihr langer Arm nicht.“ Als ich wissen wollte, wieso, griff er in seine Jacke und zog eine Pistole heraus: „Die Kugeln sind für den bestimmt, der mich festnehmen will.“ Ich begleitete ihn dann bis zum Haus meines Onkels, und noch in der gleichen Nacht verließ er das Dorf wieder. Auch dein Onkel und deine Tante wissen nicht, wo er sich aufhält.“

Am nächsten Morgen begleitete ich meine Eltern zum Taxi, das sie zum Busbahnhof bringen sollte, von wo ein Bus bis in die Nähe unseres Dorfs fuhr. Ich selbst stieg in einen „Doppeldecker“ ein, einen zweistöckigen Bus, um zur Arbeit zu fahren. Durchs Fenster des Busses beobachtete ich das Treiben auf der Straße. Ein Motorrad, auf dem zwei Personen saßen, fiel mir besonders auf, weil es sich mit der gleichen Geschwindigkeit wie der Bus bewegte, und mal vor, mal hinter dem Bus herfuhr. Die beiden auf dem Motorrad waren jung, trugen jedoch einen Bart. Als ich genauer hinschaute, erkannte ich den Beifahrer. Es war der mittlere Sohn des Mullas aus unserem Dorf. Noch mehr überraschte mich jedoch, als ich feststellte, daß das Motorrad an jeder Bushaltestelle hielt, an der auch der Bus hielt, um die Passagiere ein- und aussteigen zu lassen. Dabei musterten beide aufmerksam alle Aussteigenden. Allmählich war ich sicher, daß sie hinter mir her waren, und ich fragte mich die ganze Zeit, wie sie mich gefunden hatten. Ich vermutete, daß sie wohl meine Eltern beschattet hatten, als sie vom Dorf in die Stadt kamen, und so schließlich herausgefunden hatten, wo ich wohnte. Je mehr ich mich meinem Arbeitsplatz näherte, desto unruhiger wurde ich. Ich dachte, wenn sie mich verhaften wollten, hätten sie den Bus nicht noch auf diese Art verfolgt, also waren sie wohl hinter mir her, um mehr über meine Arbeit zu erfahren. Irgendwie mußte ich die Verfolger abschütteln. Auf meiner Busstrecke gab es eine Haltestelle, die gegenüber einer Passage lag. Ein Gang am Ende der Passage führte in eine Gasse dahinter, die ich gut kannte. Ich beschloß, an dieser Haltestelle auszusteigen, und durch die Passage in die besagte Gasse zu entweichen. Ausgestiegen, sah ich, wie ein Ladenbesitzer in der Passage gerade seine Auslagen zurechtrückte – er hatte sein Geschäft wohl gerade geöffnet. Ich trat ein und musterte die Ware, während ich

durchs Schaufenster Blicke nach draußen warf. Sowohl der Sohn des Mullas wie der Motorradfahrer waren abgestiegen. Sie unterhielten sich und deuteten dabei auf die Passage. Ich verließ den Laden und wartete kurz vor einigen anderen Geschäften, um festzustellen, ob sie die Passage betraten oder nicht. Am Ende der Passage betrat ich wieder ein Geschäft, warf einen Blick auf die Ware und ging wieder. Die beiden standen noch immer mit ihrem Motorrad an der Bushaltestelle und redeten. Ich bog in den Gang ein, der in die Gasse dahinter führte, dann ging ich die Gasse entlang und bog ab in eine Seitengasse. Während ich sorgfältig die Umgebung beobachtete, erreichte ich meinen Arbeitsplatz zu Fuß. Die anderen hatten schon vor einer Stunde angefangen. Ich zog meine Arbeitskleidung an und fing ebenfalls an. Aber die ganze Zeit beschäftigte mich der Gedanke, was ich tun sollte, ob ich am Abend heimgehen sollte oder nicht und was ich mit meiner Oma machen sollte, wie ich sie benachrichtigen könnte. Zur Mittagspause verschlang ich rasch ein paar Bissen, und als ich die Kleider wechselte und mich zum Gehen anschickte, meinte ein Kollege: „Mensch, die Setare hat dir ja gründlich den Kopf verdreht, sag bloß, du hast sie wiedergefunden und ein Treffen mit ihr.“ Ich lächelte und sagte: „Naja, wir sind eben verliebt, was soll ich da sagen?“ Dann verließ ich das Gebäude und rief den „Doktor“ an, um mit ihm ein Treffen zu vereinbaren.

Eine halbe Stunde später trafen wir uns vor einem Fruchtsaftverkaufsstand. Ich erzählte ihm, was vorgefallen war. Wir machten ab, daß ich nachts in dem Haus schlafen sollte, in dem ich arbeitete, und daß der Arzt eine neue Wohnung mieten würde, in der ich mit meiner Großmutter leben könnte. Das tat ich auch, und während dieser Zeit bekam ich meine Oma weder zu Gesicht noch zeigte ich mich allzu oft auf der Straße, nur zur Uni ging

ich noch, aber vorsichtig und nur ein- oder zweimal pro Woche. Schließlich hatte der Arzt eine neue Wohnung für uns angemietet, in die ich mit meiner Oma einzog. Jetzt ging ich wieder zu ihr und übernachtete nicht mehr an meinem Arbeitsplatz.

Eines Abends, als ich von der Arbeit nach Hause kam, sah ich, daß der Arzt und seine Freunde bei uns eine Sitzung abhielten. Die Sitzung kam für mich völlig unerwartet, auf die Einladung des Doktors durfte ich daran teilnehmen. Es ging dabei vor allem um die Universität. Die Regierung hatte nämlich vor, die Uni unter irgendeinem Vorwand zu schließen. Der Arzt war überzeugt, daß die Regierung gerade dabei war, sämtliche Freiheiten rasch zu beschneiden, keine Demos mehr zu erlauben, das Erscheinen von Zeitungen zu unterbinden, die nicht auf Regierungslinie lagen, und die Hochschulen, die im ganzen Land eine Hochburg des Kampfes gewesen waren und auch jetzt de facto die Hauptbastion im Kampf gegen das Khomeini-Regime darstellten, aus eben diesem Grund egal wie zu beurlauben, um die kämpferischen Regimegegner so dieser Basis zu berauben. Deshalb müsse man unter allen Umständen die Schließung der Hochschulen verhindern. Auf der Sitzung wurde daher vereinbart, daß wir tatkräftig an den Demos gegen die Schließung der Hochschulen teilnehmen würden und unsere Freunde, Bekannte und Arbeitskollegen auf die Gefahr dieser Schließung aufmerksam machen sollten, damit auch sie gemeinsam mit uns dagegen protestierten und aktiv würden.

Zwei Tage später kam es vor der Uni zu einem Riesenauflauf, auf dem Männer und Frauen, alt und jung, Studenten und Nichtstudenten, verschiedene Gruppen und politische Organisationen, Hesbollahis, Pasdaran und Angehörige der Revolutionskomitees durcheinanderströmten und diskutierten. Die Hesbollahis waren für die

Schließung der Unis, die Regimegegner dagegen. Eine riesige Menschenmenge wogte durch die 16.-Adhar-Straße, die Diskussion drehte sich jetzt darum, ob die Studenten und die Anhänger verschiedener politischer Gruppen die Nacht über in der Uni und den umliegenden Straßen bleiben sollten, um so die Schließung der Uni zu verhindern. In der 16.-Adhar-Straße gab es ein großes Gebäude, das von einigen politischen Organisationen für ihre Aktivitäten genutzt wurde. Die Anhänger dieser Organisationen hielten sich vor diesem Gebäude und entlang der ganzen Straße abwehrbereit.

Als es Nacht wurde, nahm die Menge keineswegs ab, die Uni, die umliegenden Straßen, besonders die 16.-Adhar-Straße – alles war voll von Menschen. Am nächsten Tag fanden Kundgebungen und Demonstrationen statt, die Menschen sangen kämpferische Lieder. Ich hatte deshalb gar keine Lust, am Nachmittag zur Arbeit zu gehen. Meine Kollegen und ich zogen es vielmehr vor, vor der Uni zu bleiben. Von verschiedenen Seiten trafen Nachrichten ein, daß die Pasdaran an diesem Abend angreifen und alle verhaften wollten, um die Uni zu schließen. Als die Sonne unterging, bildeten deshalb Männer und Frauen, vor allem die Jugend, mehrere Reihen von Menschenketten. Sie hielten sich fest, und Arm in Arm riefen sie Parolen und sangen Nationallieder.

Obwohl es Nacht geworden war, nahm die Menge ständig zu, bald war die 16.-Adhar-Straße so voll, daß nicht einmal eine Stecknadel mehr Platz darin gefunden hätte. Der Revolutionsplatz bis an die Kreuzung zur Mossadeq-Straße, die Amir-Abad-Straße und praktisch alle Straßen um die Universität, selbst die Gassen, waren voll von Menschen, die auf und ab gingen, stritten und diskutierten. Die Fahrzeuge der Revolutionskomitees und der Pasdaran kamen in der Menge nur langsam voran. Nach und nach stationierten die Pasdaran und die Komitees ihre

Einheiten im Umkreis der Uni. Die debattierenden Gruppen schrien erobst auf sie ein, und es kam zu Handgreiflichkeiten. Zu jenem Zeitpunkt, d.h. kurz nach Einbruch der Dunkelheit, befand ich mich in der Revolutionsstraße vor der Uni. Auf einmal kamen einige Hesbollahis angelaufen und riefen: „Die Konterrevolution hat von der Uni aus geschossen.“ Ich entfernte mich von der Uni Richtung Mossadeq-Kreuzung. Ich hatte zwar Diskussionen und Handgreiflichkeiten beobachtet, aber bis zu diesem Moment keinen Schuß fallen hören. Während ich mich von der Uni entfernte, sah ich, wie immer mehr Gruppen von Hesbollahis von der Uni her angelaufen kamen und riefen: „Die Konterrevolution hat von der Uni aus geschossen.“ Die Hesbollahis versammelten sich um die Fahrzeuge der Pasdaran und der Komitees und verlangten von den bewaffneten Pasdaran, die Konterrevolutionäre nicht zu schonen und sie zu entwaffnen, bevor es zu spät sei.

An der Mossadeq-Kreuzung diskutierte die Menge eifrig. Die Hesbollahis und einige bewaffnete Pasdaran versuchten, die Menge zu überzeugen, daß die Konterrevolutionäre sich in der Uni verschanzt hätten und bewaffnet seien, und daß sie von der Uni auf Menschen schieße. Unbedacht ging ich auf die Hesbollahis und die Pasdaran zu und sagte: „Was lügt ihr denn da? Warum hetzt ihr hier die Leute gegeneinander auf? Wer ist hier Konterrevolutionär? Diejenigen, die die Uni schließen wollen oder die, die wollen, daß sie auf bleiben? Und wer hat da angeblich aus der Uni geschossen? Ich bin direkt vor der Uni gestanden und habe keinen Schuß gehört. Von denen, die in der Uni oder in ihrer Umgebung stehen und deren Schließung ablehnen, hat niemand eine Waffe.“

Die Hesbollahis ließen mich nicht weiterreden. Unter dem Schutz der Pasdaran stürzten sie sich auf mich, aber da griffen die Umstehenden ein, um mich vor den Hes-

bollahis zu schützen. Sie befreiten mich, und da die Hesbollahis und die Pasdaran in der Minderheit waren, traten sie den Rückzug an. Die Menge zog nun in Gruppen Richtung Uni, auch ich schloß mich einer an, und rief Parolen gegen die Regierung. Aber es dauerte nicht lange, als wir hinter uns Schüsse hörten. Sie kamen von den Fahrzeugen der Komitees und der Pasdaran, die voll von Bewaffneten waren. Mit Schüssen in die Luft zwangen sie die Menschen, die Straße zu räumen. Hinter den Autos folgten Motorräder, denen sich Gruppen knüppelschwingender Hesbollahis anschlossen, die fanatisch ihre Parolen brüllten. Ich beschloß, über Hinter- und Seitengäßchen zur Uni vorzudringen. Dabei fielen immer häufiger Schüsse, und je mehr ich mich der Uni näherte, desto intensiver roch es nach Pulver und Rauch. An einer Gasse, die in die Straße vor der Uni mündete, standen bewaffnete Angehörige der „Revolutionskomitees“ und ließen niemanden durch. In der Gasse herrschte ein einziges Gedränge. Die Bewohner der Gasse hielten sich meist vor ihrer Haustür auf oder an den Fenstern. Auch ich stand vor einer Haustür, als eine Frau mittleren Alters barfuß, zerzaust und ganz verstört näher kam und zu einem neben mir stehenden Mann sagte: „Sirus ist von einem Schuß getroffen worden und ist jetzt in einem großen Krankenhaus, wo noch viele andere Verletzte liegen. Sie brauchen Verbandszeug, Medikamente und ähnliche Dinge.“ Die beiden beschlossen, bei den in der Gasse wohnenden Familien um Arznei und Verbandszeug zu bitten. Ich fragte sie, ob ich ihnen helfen dürfe. Dann gingen wir von Haus zu Haus, und in jedem gaben die Leute alles an Verbandszeug und Medikamenten, was sie besaßen. Nach knapp einer halben Stunde hatten wir schon eine Menge beisammen. Wir brachten es über eine andere Gasse zur Amir-Abad-Straße und übergaben es den Studenten dort.

Dann begleitete ich die beiden zu jenem Krankenhaus. Unterwegs fuhren ständig Ambulanzwagen mit heulenden Sirenen an uns vorbei Richtung Krankenhaus, bzw. von dort kommend. Pausenlos fielen Schüsse. Als wir das Krankenhaus erreichten, befand sich draußen und drinnen eine riesige Menschenmenge, jeder hatte Medikamente oder sonst etwas Brauchbares mitgebracht. Ich begleitete das Ehepaar zur chirurgischen Abteilung. Ihr Sohn Sirius lag auf einem Bett im Flur. Ein Schuß hatte sein Bein getroffen. Auf dem Flur lagen einige Verletzte sogar auf dem Boden. Einige hatten Schußverletzungen, die Mehrheit war jedoch von den Schlägertrupps der Hesbollahis zusammengeschlagen und schwer verletzt worden, es war ein Bild des Grauens. Während ich so die Verwundeten anschaute, schob eine Krankenschwester ein Bett heran, auf dem jemand lag. Als sie näher kam, sah ich, daß das linke Bein sowie der Kopf des Patienten dick einbandagiert war. Gerade schob die Schwester das Bett an mir vorbei – irgendwie kam mir das Gesicht des Patienten bekannt vor. Beim genaueren Hinsehen erblickte ich die Augen von Setare. Es war ein Schock. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich vergaß alles um mich, ging auf das Bett zu und sagte: „Setare, was ist denn mit dir passiert?“ Die Krankenschwester blieb stehen und fragte mich: „Kennst du sie?“ Als ich bejahte, flüsterte sie mir leise ins Ohr: „Es kann sein, daß heute Nacht die Pasdaran kommen und die Verwundeten aus dem Krankenhaus entführen. Es ist besser, wenn du ihr hilfst und sie aus dem Krankenhaus fortbringst.“ Dann ließ sie das Bett stehen und ging. Ja, auch Setare war den Schlägern der Hesbollah (Gottespartei) in die Hände gefallen. Sie blutete am Kopf, an den Beinen und war am ganzen Körper so mit Faust- und Knüppelschlägen eingedeckt worden, daß sie nicht mehr gehen konnte. Unterdessen waren die Ärzte und das Pflegepersonal bemüht, alle Verwundeten,

die nicht in Lebensgefahr schwebten und auch außerhalb des Krankenhauses behandelt werden konnten fortzuschicken. So schob ich das Bett bis zum Ende des Flurs, wo mir ein Arzt etwas Verbandszeug und Medikamente gab. Dann half er mir, Setare aufzuschultern, und ich verließ die Abteilung. Ich ging durch die Menge zum Hauptausgang, als eine Krankenschwester mich anhielt und sagte: „Vor dem Hauptausgang stehen Pasdaran und Hesbollahis. Vielleicht nehmen sie dir die Verletzte weg.“ Dann zeigte sie mir einen anderen Ausgang, und so verließ ich das Krankenhaus durch eine Seitentür, die in eine Nebenstraße führte. Ich begann, im Dunkeln meinen Weg zu gehen. Aber Setare verlangte beharrlich, runtergelassen zu werden, vielleicht könnte sie ja auch alleine gehen, und so ließ ich sie runter. Sie konnte sich jedoch nicht auf den Beinen halten.

Daher setzte ich sie auf der Treppe eines Hauseingangs ab. Ich ging dann vor zur Straße, um ein Taxi aufzutreiben, aber das Warten war zwecklos. Notgedrungen stoppte ich ein Privatauto und bat den Fahrer um Hilfe, die Kranke nach Hause zu bringen. Der Fahrer, ein Mann mittleren Alters, half mir, Setare einzuladen. Sie hatte zwar heftige Schmerzen, bemühte sich aber sichtlich, sich nichts anmerken zu lassen. Der Wagen fuhr los, Setare lag auf dem Rücksitz. Der Fahrer wollte wissen, wohin die Fahrt gehen sollte. Ich nannte Setares Adresse, aber da ließ Setare ein leises, schmerzerfülltes Nein vernehmen. Überrascht und unsicher geworden fragte ich sie, wohin wir denn dann sollten. Sie meinte, sie wisse es nicht, irgendwohin eben, egal wo, nur nicht zu ihren Eltern. Darauf nannte ich dem Fahrer meine eigene Adresse. Als wir an der Einmündung zur Gasse anhielten, wo ich wohnte, half mir der Fahrer noch, Setare bis zur Haustüre zu tragen. Ich dankte ihm vielmals und verabschiedete mich von ihm. Dann öffnete ich die Tür, half

Setare auf die Beine, um sie dann auf die Schultern zu nehmen. Während ich sie auf dem Rücken langsam die Treppe hochtrug, hörte ich von oben meine Großmutter rufen. Sie fragte, was los sei. Einen Moment später war sie selbst da und half mir, Setare hochzubringen. In der Wohnung machten wir Setare ein Lager auf dem Boden zurecht und betteten sie dann. Meine Oma begann, sich wie eine erfahrene Krankenschwester um Setare zu kümmern, wobei sie mich pausenlos ausfragte, während ich ihr zur Hand ging. Jene Nacht konnte Setare vor Schmerzen nicht schlafen, meine Großmutter und ich kümmerten uns abwechselnd um sie, bis es Morgen wurde. Es dämmerte noch, als ich mich auf den Weg zu meinem Freund, dem Arzt, machte. Er nahm eine Reihe von Medikamenten und Geräten mit, und wir kehrten zu mir nach Hause zurück. Der Arzt untersuchte Setare und machte sich dann gleich ans Werk. Er wechselte die Verbände, dann hatte er eine Salbe dabei, mit der ich sie einreiben sollte, und außerdem verschiedene Tabletten, die sie regelmäßig einnehmen mußte.

Als der Arzt gegangen war, setzte ich mich nebe Setare hin und wollte gar nicht zur Arbeit. Aber meine Großmutter fand dies unsinnig und redete mir zu, endlich aufzubrechen, aber ich wollte einfach nicht von Setares Seite weichen. Als sie mich schließlich soweit hatte, daß ich doch ging, war ich die ganze Zeit unruhig, bei der Arbeit war ich lustlos und ungeduldig, ich fand, die Sonne solle sich doch etwas beeilen, damit ich schneller Feierabend hätte. Die Nachrichten, die meine Kollegen mitbrachten, waren bedrückend. Die Regierung der Islamischen Republik hatte den Widerstand der Studenten gebrochen und die Uni Teheran geschlossen. Viele waren verhaftet worden, eine große Zahl war getötet oder verwundet worden. Die ganze Zeit hatte ich beim Arbeiten Setares Bild vor mir. Ihre wundesönen Augen weck-

ten meine Phantasie. In ihren leuchtenden Augen spiegelte sich die Menschenkette der Studenten wieder, die sich, Männer und Frauen, unter die Arme eingehakt hatten und trotzig Lieder sangen, entschlossen, die Schließung der Uni zu verhindern. Ich sah vor mir die Uni, vor der es von Menschen wimmelte, und stellte mir Setare, die Studenten, die Menschenmenge auf der einen Seite vor, die Hesbollahi, die Pasdaran und die Angehörigen der „Revolutions-Komitees“ auf der anderen. Mehrmals erschien mir Khomeini, wie er vor den Pasdaran und Komitee-Angehörigen am Boden in Stellung geht und auf Setare feuert.

Endlich war Feierabend. Unterwegs kaufte ich in einem Basar noch verschiedene Sorten Obst, frisches Obst und nicht zu knapp, und brachte es nach Hause. In der Tür sah ich schon, daß Setare aufrecht dasaß, ihren Rücken gegen ein Kissen gestützt. Ihre strahlenden Augen brachten mich fast um den Verstand, ich brachte nicht einmal eine ordentliche Bewegung zustande. Ich ging zu ihr hin und setzte mich neben sie. Meine Großmutter lächelte über mein Verhalten und ging in die Küche, um mir Tee zu bringen. Setare ging es schon wieder deutlich besser. Sie wollte von mir wissen, was es Neues gebe. Ich erzählte ihr alles, was ich wußte. Unterdessen kam Großmutter mit dem Tee und begann zu erzählen, wie sie Setare gewaschen und ihre Kleider gewechselt hatte. Tagsüber sei auch der Arzt vorbeigekommen, um Setare zu untersuchen, und habe Hinweise für die Behandlung gegeben. Ich fragte Setare, ob ihre Eltern nicht unruhig würden, wo sie doch nicht nach Hause gekommen sei. Sie hätten zudem gar keine Nachricht von ihr. Darauf meinte Großmutter: „Sie kann nicht wieder zu sich nach Hause, denn ihnen gegenüber wohnt einer vom „Revolutionskomitee“, der sie mehrmals bei den Demonstrationen gesehen hat und deshalb mehrfach

ihren Eltern geraten hat, dem Treiben ihrer Tochter einen Riegel vorzuschieben. Als dies nichts fruchtete, hat er Setare zweimal auf den Kundgebungen verfolgt und mit Hilfe anderer Komitee-Angehöriger festgenommen. Das erste Mal war Setare vier Tage, das zweite Mal zehn Tage im Komitee gefangen. Außerdem haben sie eine Akte über sie angelegt. In der letzten Woche sind die Komitee-Leute täglich gekommen, um Setare zu verhaften, aber sie war nicht zu Hause. Ihre Eltern haben ihr ausrichten lassen, sie solle nicht nach Hause oder in die Nähe kommen. Deshalb hat Setare seit einigen Tagen jede Nacht woanders geschlafen, bei einer Freundin oder Bekannten. "Es dauerte etwas, bis ich überhaupt merkte, was meine Großmutter mir da erzählte, so sehr war ich in meine eigene Welt versunken. Meine Gedanken kreisten darum, wieviel Menschen es wohl noch gab, die wie ich aus ihrem Dorf fliehen oder wie Setare ihr Zuhause verlassen mußten. Wenn das so weiter ging, was für eine Zukunft stand uns noch bevor? Da riß mich Setares sanfte Stimme aus meinen Gedanken.

Sie bat mich, eine bestimmte Nummer anzurufen und auszurichten, daß sie gesund sei. Es handle sich um Freunde, die ihre Eltern benachrichtigen würden. Ich ging sofort zur Telefonzelle und tat, was Setare mir aufgetragen hatte. Von nun an mußte ich jede Woche einmal dort anrufen und ausrichten, daß es Setare gut gehe. Nach drei Wochen war Setare wieder wohlauf. Sie war emsig im Haushalt beschäftigt und half meiner Großmutter, manchmal ging sie auch raus, weil sie irgendein Treffen hatte. Wenn sie von diesen Treffen zurückkam, holte sie aus jeder Manteltasche eine Flugblatt oder eine Zeitung, kurz und gut, Setare begann, sich dauerhaft bei uns einzurichten. Jetzt ging ich auch wieder mit größerem Eifer zur Arbeit.

Angesichts der massiven Repression, die die Islamische

Republik gegen die politischen Organisationen eingerichtet hatte, fanden meine politischen Aktivitäten nun heimlicher und versteckter statt. Setare war entweder außer Haus, und wenn sie da war, hatte sie immer etwas zu tun, sie las, schrieb oder half meiner Großmutter. Von Tag zu Tag fühlte ich mich ihr enger verbunden und verspürte eine größere Zuneigung zu ihr. Wie gern hätte ich sie geküßt oder wenigstens ihre Hand gehalten.

Aber immer, wenn die Leidenschaft in mir hochkam, tadelte ich mich selbst und sagte mir: „Ein politischer Mensch darf nicht an solche Dinge denken. Und Setare ist ja auch politisch. Bestimmt wird sie sehr ärgerlich, wenn sie erfährt, daß ich an so etwas denke.“

Einmal, als wir gerade Mittag aßen, meinte einer meiner Arbeitskollegen: „Es scheint, als hättest du Setare gründlich vergessen. Du redest überhaupt nicht mehr von ihr. Man könnte fast glauben, du hast eine andere gefunden, von der du uns nichts erzählst.“ Ein andere fügte hinzu: „Da ist bestimmt was im Busch. Ich sehe doch, wie du fast jeden Tag zum Obstbasar gehst und Obst einkaufst, und was für welches!“ Und ein Dritter ergänzte: „Du wirst doch wohl nicht heimlich geheiratet haben, ohne uns auch nur zu einem Tee mit Kuchen einzuladen?“ Ich lachte und sagte: „Nein, nein. Es wär ja schön, wenn ich schon geheiratet hätte, aber genau da liegt der Hase im Pfeffer. Ich traue mich nicht, den Gedanken einer Heirat auch nur auszusprechen.“ Da fragten sie unisono: „Wieso?“ „Erstens, weil sie durch und durch politisch ist und nur an den Kampf gegen das Regime denkt. Sie denkt gar nicht an Hochzeit und Heirat.“

Da meinte einer meiner Kollegen: „Du kannst doch nicht in ihr Herz schauen, was weißt du denn? Vielleicht denkt sie genauso wie du. Schließlich hast du mit ihr ja noch überhaupt nicht über eine Heirat gesprochen. Es kann doch nicht schaden, wenn du einmal direkt fragst

und schaut, was für eine Antwort du bekommst.“ Ein anderer fand auch: „Steht denn eine Heirat dem politischen Kampf entgegen? Es gibt so viele Männer und Frauen, die geheiratet haben, die Kinder haben und trotzdem kämpfen. Zu zweit kann man doch aktiver sein als allein. Meiner Meinung nach ist jemand, der im Heiratsalter ist und eine Person gefunden hat, die vernünftig ist und zu ihm paßt, ziemlich dumm, wenn er nicht heiratet. Selbst hier in Teheran braucht es einiges, bis man eine Wohnung gefunden hat, wenn man ledig ist, während ein Ehepaar ohne Probleme eine Wohnung mieten kann.“

Das Thema Heirat lieferte auch in den nächsten Tagen noch Gesprächsstoff. Meine Kollegen fanden, daß wir heiraten sollten, falls Setare auch einverstanden wäre, und löcherten mich täglich mit der Frage, ob ich mit Setare schon darüber gesprochen habe. Auf einer der Sitzungen des Arztes und seiner Freunde trug ich dann vor, wie sehr die Bekanntschaft mit Setare sich auf mein Leben und Denken auswirkte, daß ich selbst bei der Arbeit mit meinen Gefühlen und Gedanken bei ihr war. Ich bat meine Freunde um ihre Meinung, ob sie es richtig fänden, daß ich Setare meine Gefühle offenbare und, falls sie einwillige, meine Hochzeit mit ihr vorbereite. Es entspann sich eine hitzige Debatte, die Mehrheit der Freunde war entschieden gegen meine Heirat mit Setare. Sie sahen darin ein Hindernis für die politische Arbeit und fanden, daß sowohl Setare wie auch ich danach unsere Aktivitäten einschränken würden. Der Arzt dagegen war ein energischer Befürworter der Heirat. Eine Heirat bringe zwar für politische Aktivisten einige Schwierigkeiten mit sich, aber besonders unter den gegenwärtigen Bedingungen, unter der Regierung der Islamischen Republik, überwögen die Vorteile der Heirat deren Nachteile bei weitem. Die Diskussion über meine Heirat führte jedoch nicht zu dem von mir gewünschten Ergebnis, da die

Mehrheit der Teilnehmer dagegen war. So mußte ich also die Frage der Heirat fürs erste beiseite legen, ja, es wäre jetzt an mir gewesen, nicht mehr daran zu denken, mit mir selbst zu ringen und das ganze zu vergessen. Aber so leicht ging das auch nicht. Denn trotz des Beschlusses meiner politischen Freunde, trotz meines eigenen Entschlusses, nicht an Setare und ans Heiraten zu denken, ein Entschluß, den ich auch umzusetzen versuchte und einige Wochen lang durchhielt, waren meine Gefühle und Zuneigung zu Setare doch wesentlich stärker. Auf der einen Seite waren da meine Kollegen, die alle darauf warteten, endlich an der Hochzeitsfeier teilnehmen zu dürfen, auf der anderen meine Freunde, die schließlich studiert hatten, und dazwischen stand ich mit meinen Gefühlen für Setare. Letztere führten dazu, daß ich immer fand, daß meine Arbeitskollegen mich besser verstanden. Kurz und gut, ich faßte mir ein Herz und trug meiner Großmutter die ganze Sache vor. Meine Großmutter freute sich riesig, als hätte man ihr die ganze Welt geschenkt, und sagte: „Ich bin sicher und zweifle nicht daran, daß Setare dich auch mag. Welches junge Mädchen würde in diesem Alter und in diesen Zeiten bei einem jungen Burschen wohnen und übernachten, als wäre es ihr Zuhause? Entweder müssen die beiden Geschwister sein oder die Liebe hat ihre Finger im Spiel.“ Ich fragte Großmutter mehrfach, ob sie mit Setare darüber gesprochen habe, was sie verneinte. Wir vereinbarten, daß sie das Thema mit ihr anschneiden würde, wenn sie die Gelegenheit für günstig hielte. Einige Tage waren vergangen, als ich auf einmal meine Großmutter nach der Heimkehr von der Arbeit nicht vorfand. Ich wurde etwas unruhig, um diese Uhrzeit war sie sonst immer da und erwartete mich. In der Wohnung war alles sauber und aufgeräumt, alle Dinge standen an ihrem Platz. Nichts wies darauf hin, daß etwas Unliebsames geschehen sein

könnte. Ich öffnete die Wohnungstür, um bei den Nachbarn nach meiner Großmutter zu fragen. Vielleicht wußten sie Näheres. Aber direkt vor der Tür sah ich meine Großmutter schwer atmend, einen Blumenstrauß in der Hand, die Treppe hochkommen. Als ihr Blick auf mich fiel, beglückwünschte sie mich, überreichte mir den Blumenstrauß und setzte sich auf die letzte Stufe. Dann legte sie los. Sie erzählte, wie sie mit Setare gesprochen hatte, was sie ihr gesagt hatte und was Setares Antwort darauf war. Vor Freude konnte ich mich nicht mehr halten, ich küßte die Hände und das Gesicht meiner Großmutter mehrfach, dann ging ich rein und stellte die Blumen in eine Vase. Die Vase stellte ich auf den Schreibtisch, an dem Setare immer saß, las und schrieb. Ich zählte die Augenblicke bis Setare endlich käme, während ich mich in der Küche mit meiner Großmutter unterhielt. Da hörte ich, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte. Ich rannte zur Tür, vor mir stand Setare. Ich begrüßte sie voller Freude. Sie antwortete mit einem anmutigen Lächeln, das mir jegliche Angst nahm und meinen Mut ums Hundertfache wachsen ließ. Kaum hatte sie sich die Schuhe ausgezogen, konnte ich mich nicht mehr halten. Ich umarmte sie und küßte sie, Setare wehrte sich nicht, aber sie ließ sich doch anmerken, daß es ihr vor meiner Großmutter etwas peinlich war. Mich an der Hand haltend ging sie zu Großmutter, die dazu meinte: „Meine Glückwünsche. Gebe Gott, daß ihr hundert Jahre glücklich zusammen lebt.“ Dann bewirtete sie uns mit Obst, und den ganzen Abend sprachen wir über die Heirat und über die Zukunft. Wir machten aus, daß Großmutter Setares und meine Familie über unseren Entschluß informieren sollte. Die Nachricht von der geplanten Heirat löste bei meiner Familie große Freude aus, Setares Familie dagegen war gar nicht davon begeistert, daß Setare als Studentin einen Arbeiter wie mich heiraten

sollte, der nicht einmal das Abitur besaß. Als meine politischen Freunde erkannten, daß Setare und ich zur Heirat fest entschlossen waren und daß ihr Widerstand zwecklos war, suchten sie einen Weg, wie sie mir dabei helfen könnten. Es brauchte zwar Zeit, Setares Familie zu ihrem Einverständnis zu bewegen, aber letztlich gelang es Setare doch, ihre Familie einigermaßen zu überzeugen. So konnte die Hochzeit schließlich offiziell stattfinden. Für unsere politische Aktivitäten bedeutete das eine markante Veränderung, denn jetzt wurden wir – Setare und ich – einer neuen politischen Zelle unserer Organisation zugeteilt. Außerdem suchte sich Setare eine Halbtagsarbeit in einem Produktionsbetrieb.

Unterdessen zog das islamische Regime die Daumenschrauben der Repression im ganzen Land immer fester an. In allen Vierteln Teherans hatte es Revolutionskomitees eingerichtet, die den Pasdaran als Basis dienten. Jedes Komitee unterhielt dann noch einige kleinere Wachposten an verschiedenen Plätzen in seinem Viertel. So standen alle Straßen unter der Kontrolle der Pasdaran und der Hilfspolizisten aus den Komitees. Nachts standen kleinere und größere Gruppen bewaffneter Pasdaran an den Kreuzungen und Plätzen Teherans Wache und kontrollierten jeden Passanten und jedes Fahrzeug gründlich. Direkt an den Ein- und Ausfahrtsstraßen der Stadt waren Revolutionskomitees eingerichtet worden, die jeden filzten, der dort passierte. Sobald es dunkel wurde, schlugen nicht einmal mehr die Vögel mit den Flügel. Die Menschen fürchteten die Durchsuchungen und Kontrollen auf den Straßen so, daß sie schauten, bei Einbruch der Nacht zu Hause zu sein. Nur die Pasdaran bewegten sich frei durch die Straßen. Die Lebensmittel waren jetzt weitgehend rationiert, und um die Lebensmittelkarten zu bekommen, mußte sich jeder einzelne und jede Familie ans Revolutionskomitee und an die örtliche Moschee

wenden und sich dort das Rationierungsbüchlein abholen. Dafür mußte man ein Paßfoto abgeben und angeben, wo man geboren war und wann, und falls man nicht in Teheran geboren war, wann man zugezogen war, kurz man mußte dem Komitee seinen ganzen Lebenslauf schildern, um das Büchlein zu erhalten. Für Alleinstehende und für junge Ehepaare war die Prozedur mit zahlreichen Schikanen verbunden. Dieses Überwachungssystem bestand nicht nur in Teheran, auch in den anderen Städten und sogar in den Landgemeinden wurde es eingeführt. Allmählich stand das ganze Land unter einem nicht erklärten Kriegerrecht.

Würgende Nacht breitete ihren schwarzen, verhaßten Tschador über Dörfer und Städte aus, von nah und fern hörte man nächtliche Schießereien, die mit Unterbrechung bisweilen bis in die Morgenstunden andauerten. Manchmal kam es zu richtigen Gefechten zwischen Pasdaran und Regierungsgegnern, aber meist waren es die Pasdaran selbst, die mit ihre nächtlichen Schießereien ein Klima des Terrors unter der Bevölkerung erzeugen wollten.

Unter so widrigen Umständen erhielten der Arzt, Setare und ich den politischen Auftrag, uns in eine Stadt im Nordiran am Ufer des Kaspischen Meeres zu begeben. Setare und ich sollten uns dort eine Wohnung mieten, Arbeit suchen und ein normales Leben führen, während der Arzt heimlich in unserer Wohnung einen Stützpunkt anlegen sollte, um mit den Städten im Nordiran politische Kontakte aufzunehmen und zu halten. Notgedrungen und tiefbetrübt nahmen wir von Großmutter Abschied und machten uns auf den Weg in den Norden. Als wir am Zielort angekommen waren, ließ der Bus alle Passagiere aussteigen, Setare und ich packten die Reisetasche und wir verließen den Busbahnhof. Es war vereinbart, daß wir zu einem Gasthaus in der Nähe des Bus-

bahnhofs gehen sollten, wo jemand auf uns warten sollte. Wir fragten einen Mann nach dem Weg zum Gasthaus, worauf er auf ein Aushängeschild wies und meinte: „Vierzig, fünfzig Schritte weiter vorne sehen Sie doch dieses Schild. Direkt darunter befindet sich der Eingang.“ Als wir ankamen, warteten wir etwas vor der Eingangstür. Wie ich auf die gegenüberliegende Straßenseite blickte, sah ich jemanden mit dem uns beschriebenen Aussehen, der uns kontaktieren und zu sich nach Hause nehmen sollte. Sicherheitshalber machte ich Setare auf ihn aufmerksam, auch sie fand, daß es der Richtige war. Während er noch dastand, überquerten wir die Straße und gingen auf ihn zu. Es fehlten noch ein paar Schritte, als er begann, den Bürgersteig entlang zu gehen. Dabei schien er uns im Auge zu behalten, um festzustellen, ob wir ihm folgten. Nach ein paar Minuten bog er in eine Seitengasse ein, und als wir an der Ecke ankamen, hatte er den Abstand zu uns deutlich vergrößert. Er rannte fast in die menschenleere Gasse. Wir rannten nicht und beschleunigten nur unsere Schritte. Dann verschwand er in einer anderen Gasse, und als wir dort einbogen, sahen wir ihn nicht mehr. Wir folgten der Gasse immer weiter, aber von ihm keine Spur. Die Gasse endete an einem nichtumzäunten Garten. Weder Setare noch ich wußten, was wir tun sollten, ob wir uns umdrehen oder in den Garten gehen sollten. Verwirrt blieben wir fünf Minuten stehen und warteten ab. Nichts. Wohl oder übel kehrten wir um. Wir waren kaum ein paar Schritte gegangen, als sich in einem Haus ein Fenster öffnete und genau jener Herr, den wir aus den Augen verloren hatten, uns lächelnd begrüßte. „Sucht ihr jemand?“ fragte er. Wir bejahten. Er stellte uns noch zwei weitere Fragen, auf die wir die vereinbarte Antwort gaben. Durch diese Fragen waren wir nun ganz sicher, den gesuchten Kontaktmann vor uns zu haben. Er öffnete die Haustür und nahm uns

sehr herzlich auf. Wir stellten uns vor, dann brachte er Tee, und so allmählich kamen wir ins Gespräch. Wir erzählten ihm von der Lage in Teheran, er berichtete uns dafür, was im Norden, speziell in seiner eigenen Stadt, ablief.

„Unsere Stadt ist zwar nicht sehr groß,“ fing er an, „aber sehr reich. Das hat vier Hauptgründe. Erstens gibt es hier Zitrusplantagen und Reisfelder, zweitens das Meer und den Fischfang, drittens Wald und eine Möbelindustrie, und viertens ist sie auch für den Tourismus günstig gelegen und attraktiv. Zur Schahzeit gehörte das alles – die besten Zitrusplantagen und Reisfelder, die Möbelindustrie und die Tourismusbetriebe –, den Günstlingen und Höflingen des Schahs. Auch der Fischfang lag vorwiegend in der Hand des Staates. Jetzt haben sich die Mullahs und die Basarhändler alles unter den Nagel gerissen, das normale Volk schaut wieder in die Röhre. In der Stadt herrschen zwei Gruppen: Die einen sind die Mullahs und die von ihnen Abhängigen, die anderen die Händler. In jedem „Komitee“ ist das so: Wenn der Chef der Wache ein Mulla ist, ist sein Vertreter ein Händler. Unter dem Deckmantel der „Stiftung der Entrechteten“, der „Religiösen Stiftungsverwaltung“, der „Stiftung der Märtyrer“ (=der Kriegsoffer) und weiterer „wohltätiger“ Institutionen haben die Geistlichen und die Händler die wichtigsten wirtschaftlichen Einnahmequellen in Beschlag genommen. Um diese Position nicht zu verlieren, sind sie selbst und ihre Anhänger bis auf die Zähne bewaffnet, zweitens haben die Mullahs fast die ganzen Habenichtss der Schahzeit, die weder Haus noch Hof, weder Äcker noch Obstgärten besaßen und auch sonst keinem festen Beruf nachgingen, eingesammelt und militärisch ausgebildet, um sie dann in den Komitees, in den Kasernen der Pasdaran oder in den Ämtern einzustellen. Auch für den iranisch-irakischen Krieg haben sie auf diese Gruppe zurückgegriffen und sie

an die Front geschickt. Ihre Frauen, Mütter und Schwestern sind in ihrem Wohnbezirk unter den Nachbarn für die Mullas tätig. Ihre Kinder verteidigen in der Schule die Regierung aufs Entschiedenste. Außerdem haben die Mullas in dieser Stadt zwei weitere, zahlenmäßig sehr kleine Gruppen in ihre Dienste eingespannt. Die einen sind die ehemaligen Mitarbeiter des SAVAK, der Geheimpolizei des Schahs, bzw. Leute, die mit den Höflingen des Schahs, die in dieser Stadt Besitztümer hatten, in irgendeiner Form zusammenarbeiteten. Diese Gruppe tut aus Angst vor ihrer Vergangenheit, vor der Verhaftung und dem Gefängnis alles, was die Mullas von ihnen verlangen. Sie verrichten Spitzeldienste, nehmen an den von der Regierung veranstalteten Kundgebungen teil, viele von ihnen sind noch extremer als die Mullas selbst. Die andere, sehr kleine Gruppe, umfaßt Rauschgiftschmuggler, zwielichte Gestalten, die Gelder erpreßten, und solche, die dem ehrenwerten Beruf des Zuhälters nachgingen. Auch diese Gruppe verstanden die Mullas sich zunutze zu machen. Aus einigen dieser Killertypen wurden auf einmal 150%ige Moslems, so daß sie bis zum Komiteeleiter oder zum Verantwortlichen der Verteilung rationierter Haushaltsgegenstände aufstiegen. Durch die Einbeziehung der Händler in ihr politisches System und durch die Übernahme der wirtschaftlichen Grundlagen gelang es den Mullas auf die beschriebene Weise, ihren bewaffneten Arm aufzubauen. Darüber hinaus kommt es in dieser Stadt häufig vor, daß eine Familie mit der anderen im Streit liegt. Wenn z.B. ein Mitglied der einen Familie zur Schahzeit politischer Gefangener war und zu den Volksmudschahedin oder den Volksfedayin gehörte, so wurde die Mehrheit der Familie und ihr Umfeld zu Anhängern einer der beiden Organisationen. Wenn einer dagegen Anhänger von Khomeini war, so wurde die ganze Familie zu Khomeini-Anhängern. Speziell seit der Revo-

lution und Khomeinis Machtergreifung hatten dessen Anhänger auch in dieser Stadt überall das Sagen. Sie versuchten, in jeder Behörde, Schule, Moschee oder sonstigen Stelle ihre Leute an die Spitze zu setzen. Gewöhnlich haben die Angehörigen der Familienclans, die Khomeini unterstützen, alle Arbeit oder können zumindest eine bekommen, während die Angehörigen der Modschahedin- und Fedayin-Anhänger ständig ihre Arbeit und Anstellung verlieren und als „Heuchler“ (amtliche Bezeichnung für die Modschahedin) und „Konterrevolutionäre“ ständig mit neuen Schwierigkeiten konfrontiert werden. Diese Situation erzeugt zahlreiche Spannungen zwischen den Familien, mitunter geht der Riß sogar durch ein- und dieselbe Familie...“ Unsere Unterhaltung dauerte die ganze Nacht hindurch, bis fast der Morgen anbrach.

Am nächsten Tag brachte die Kontaktperson Setare und mich zum Haus eines Freundes, den er mir als Besitzer des Hauses vorstellte. Er zeigte uns das Obergeschoß, das drei Zimmer, Klo und Dusche besaß. Danach schlossen wir den Mietvertrag, und so konnten wir uns noch an diesem Abend zwischen den eigenen vier Wänden einrichten. Auf ein neues Leben! Auf Empfehlung des Hausherrn ging ich am nächsten Morgen zu einem Platz im Zentrum der Stadt und wartete an einer Ecke, wo die Bauarbeiter morgens immer warteten, wenn sie Arbeit suchten. Gegen Mittag erschien jemand, der einen Helfer für Arbeiten auf der Obstplantage suchte. Ich meldete mich, und so konnte ich gleich an diesem Mittag mit der Arbeit auf der Plantage beginnen. Fünfzehn Tage war ich dort beschäftigt. Nebenbei erfuhr ich, daß der Chef sein Haus streichen wollte. Darauf erzählte ich ihm von meiner Berufserfahrung als Malergeselle, so daß er mir schließlich diese Arbeit in Auftrag gab. Als ich mit den Streicharbeiten begann, erschien der Arzt bei uns und ließ sich ebenfalls in unserem neuen Heim nieder. Setare half mir

übrigens beim Anstreichen des Hauses, und so hatten wir ein gutes Einkommen. Als die Freunde und Bekannte des Plantagenbesitzers die geleistete Arbeit sahen, gefiel es ihnen so sehr, daß sich einige bei uns meldeten und ihr Haus ebenfalls gestrichen haben wollten. So hatten wir für die nächsten fünf oder sechs Monate sichere Arbeit. Der Arzt, der ganz heimlich mit Wissen des Vermieters bei uns wohnte, hatte allmählich die organisatorischen Fäden gezogen, und Setare und ich hatten zweimal pro Woche eine Schulungssitzung bei ihm. Eine weitere Sitzung war der Analyse der innenpolitischen Lage gewidmet, der Lage der islamischen Regierung sowie der regimegegnerischen Kräfte, und diente dazu, uns über die Ereignisse der Vorwoche im ganzen Land zu informieren.

Setare und ich hatten nur zum Arzt Kontakt, tagsüber arbeiteten wir und abends waren wir meist so erschöpft, daß wir uns ausruhen mußten, weshalb wir auf den drei Treffen mit dem Arzt meist die Zuhörerrolle spielten. Wenn er dann für eine Woche oder länger weg war, um andere Städte aufzusuchen, fielen unsere Sitzungen aus, und unsere Informationen beschränkten sich auf das, was wir vom Hausbesitzer oder am Arbeitsplatz erfuhren. Setare und ich hatten das Gefühl, im Kampf gegen das Regime reichlich passiv geworden zu sein. Nur zu arbeiten, um die Wohnung und unseren Unterhalt bestreiten zu können und dem Arzt den verbleibenden Betrag zur Verfügung zu stellen, war uns nicht genug. Als wir das einmal auf einer Sitzung zur Sprache brachten, schlug er uns vor, daß wir die tägliche Arbeitszeit reduzieren und dafür die großen Tageszeitungen wie Ettela'at (Nachrichten), Keyhan (Die Welt) und Dschumhurije Eslami (Islamische Republik) lesen und die wichtigen Artikel ankreuzen könnten. Das war für uns nützlich und interessant und ebenso eine Hilfe für den Arzt.

Eine andere Form des politischen Kampfes, die stän-

dig in der ganzen Stadt sichtbar war, bestand darin, daß einige Aktivisten nachts Parolen an die Wände schrieben, wenn sich eine Gelegenheit bot. Die Pasdaran waren dann tagsüber damit beschäftigt, die Aufschriften wieder zu entfernen und stattdessen Regierungsparolen gegen die Regimegegner hinzumalen. An den Hauswänden, den Schildern, den Haus- und Ladentüren, überall stach dieser Krieg der Parolen ins Auge. Zumeist wurden die ursprünglichen Parolen mit schwarzem Spray übersprüht, doch dann schrieb wieder jemand oberhalb oder unterhalb davon etwas Neues hin. Nach einiger Zeit gingen die Komitees dazu über, die ganze Nacht durch Streife zu fahren, um die Parolenschreiber zu fangen. Es wurden sogar Vierergruppen bewaffneter Pasdaran eingeteilt, die nachts an verschiedenen Stellen Wache standen und selber an Türen und Wände Parolen schrieben. So wurden die Parolen der Regierungsgegner nach und nach entweder gesäubert, geschwärzt oder unleserlich gemacht und die ganze Stadt wurde von Pro-Regierungsparolen überflutet, speziell solchen, die die Leute zur Teilnahme am iranisch-irakischen Krieg mobilisieren sollten. Der Arzt, Setare und ich kamen deshalb bei unseren Diskussionen zum Schluß, daß diese Tendenz, diese Atmosphäre irgendwie durchbrochen werden müsse, daß der Krieg der Parolen fortgeführt werden müsse. Darauf schlugen Setare und ich vor, daß wir nachts selber Parolen schreiben könnten. Der Arzt lehnte dies ab und erklärte: „Die Tatsache, daß ihr arbeitet, die Miete und den Unterhalt bestreitet und mir eine Tarnung bietet, die es mir erlaubt, meinen Aufgaben nachzugehen, ist allein schon äußerst wertvoll und wichtig, und ihr dürft dies unter keinen Umständen gefährden.“ Er sprach noch lange, obwohl wir ja schon einsahen, daß er recht hatte, und nicht weiter darauf beharrten. Aber jeden Tag, wenn wir Einkaufen gingen oder etwas für unsere Maler-

arbeit besorgten und dabei durch die Straßen und Sträßchen der Stadt kamen, war es, als schrien uns die Türen und Wände entgegen und forderten uns zur Tat auf. In solchen Momenten wünschten wir uns nichts sehnlicher als eine, und sei es auch nur eine einzige Parole, hinzuschreiben.

Das Haus, in dessen Obergeschoß wir wohnten, hatte einen ziemlich großen Vorgarten. Die Gartentür führte dann in eine Seitenstraße. Rechts und links von unserem Haus standen zwei weitere einstöckige Gebäude. Der Vorgarten war zu drei Seiten durch eine recht hohe Hecke abgegrenzt, und wenn man vom ersten Stock schaute, konnte man über die Hecke hinweg auf die Straße sehen. Hinter dem Haus lag ein Hof. Wenn man ihn durchquerte, führte ein Gatter in eine riesige Obstplantage, die dem Hausbesitzer gehörte. Hecken grenzten die Plantage zu beiden Seiten von den Nachbargärten ab. Ganz am Ende der Pflanzung war eine größere schilfbewachsene Fläche, die sich bis zu einem Wäldchen erstreckte. Das Wäldchen war ein undurchdringliches Dickicht aus wilden Baumarten. Hinter dem Gehölz erreichte man über einen etwa zehn Meter breiten Sandstrand das Meer. Schon in unseren ersten Tagen in jener Wohnung hatten wir den Hinterhof und die Obstplantage entdeckt, und eines Freitags öffneten wir die Gartentür, um uns die Plantage anzuschauen, wie wir dem Hausherrn sagten. Voll Neugier und mit einiger Mühe durchquerten wir das Röhricht. Als wir dann vor uns den Wald sahen, zögerten wir anfangs, aber dann meinte Setare: „Laßt uns doch reingehen“. Einen Weg gab es nicht, und so bahnten wir uns selbst einen. Es dauerte vielleicht eine halbe Stunde, als das Rauschen von Wellen zu unseren Ohren drang. Der Wald lichtete sich und zwischen dem Astwerk, dem Laub und den Stämmen hindurch konnte man das Meer sehen. Als wir das Ufer erreichten, zogen wir unsere Schuhe aus und gingen ein

paar Schritte weit ins Wasser. Wir wollten gern ein bißchen baden, aber wir hatten Angst vor den Pasdaran, die speziell freitags, also am Ruhetag, an der Küste patrouillierten. So ließen wir es bleiben und kehrten in das Wäldchen zurück. Wir freuten uns sehr darüber, hinter dem Haus einen Weg entdeckt zu haben, und dachten, wer weiß, vielleicht kann uns das eines Tages von Nutzen sein. In den folgenden Wochen gingen wir freitags meist stundenlang im Schilf und im Wald dort spazieren. Allmählich entstand so ein richtiger Pfad bis zum Meeresstrand.

Eines Freitags ging ich einmal allein dort entlang bis zum Meer, und von dort ging ich einmal nach rechts am Ufer entlang, und einmal nach links, solange bis der Wald aufhörte. Links gelangte man zu einem Dünengelände, rechts zu einigen Häusern, die direkt an der Küste lagen, und Zitrusplantagen. Von beiden Seiten erreichte man kleine Straßen, die dann auf die Hauptstraßen der Stadt führten.

Da ich wegen der Parolen schon völlig genervt war, ging ich noch am gleichen Abend nach dieser Erkundung des Geländes zusammen mit Setare zum Arzt und sprach ihn aufs Parolenschreiben an. Ich erzählte vom Pfad hinter dem Haus, seiner Verbindung zum Meer und davon, wie man am Ufer entlang bis zu den Gäßchen und Straßen der Stadt kam. Nach zäher Diskussion willigte der Arzt schließlich ein, daß ich mit dem Parolenschreiben beginnen dürfte, und noch in der gleichen Nacht machte ich mich mit der Spraydose vorsichtig vorwärts stapfend auf den Weg. Zuerst ans Meer, das still und schlafend dalag. Da das Ufer sandig war und ich keine Fußspuren hinterlassen wollte, krepelte ich die Hosenbeine hoch und ging im Wasser am Ufer entlang, bis ich die Dünen erreichte. Jenseits der Hügel kam ich auf ein staubiges Sträßchen, das an Obstgärten vorbeiführte, und erreichte schließlich die Stadt.

Die Stadt schlief tief, die Gassen waren finster und leer. Nun bog ich in die größte und wichtigste Straße ein, ging ein paar Schritte weiter und blieb stehen. Von rechts kam ein Laster, der sich rasch entfernte. Die Straße lag im Halbdunkel. In diesem Augenblick regte sich überhaupt nichts. Rasch ging ich ans Werk. An beiden Ecken der Seitenstraße, durch die ich gekommen war, lagen Geschäfte mit runtergelassenen Rolläden. Auf beide schrieb ich: „Es lebe die Freiheit“, verschwand in der Seitenstraße und tauchte wieder in das Dunkel der Pfade ein, die durch die Obstgärten führten. Als die Sanddünen hinter mir lagen, watete ich wieder durchs Wasser an die Stelle zurück, die auf den Waldpfad führte. Vorsichtig schlich ich bis zum Haus. Als der Arzt und Setare merkten, daß es keine Probleme gegeben hatte, atmeten sie erleichtert auf. Von nun an ging ich dreimal pro Woche nachts in die Haupt- und Nebenstraßen der Stadt und schrieb je nach Umständen und Gelegenheit eine, zwei, selten auch drei Parolen, um dann wieder umzukehren. Später schloß Setare sich mir an, sie schrieb in den Seitenstraßen, ich in den Hauptstraßen.

Eines Nachts waren wir wieder unterwegs. Setare fing in einer Seitengasse mit dem Schreiben an, ich ging vor bis zur Straße. Auf der anderen Seite sah ich eine geeignete weiße Wand. Ich ging rüber und hatte gerade angefangen „Es lebe die..“ zu schreiben und die Buchstaben noch etwas zu vergrößern, als ich plötzlich Schüsse hörte. Ich sah nach rechts, nach links, aber auf der Straße war keine Menschenseele. Ein paar Augenblicke später hörte man die Schüsse schon etwas ferner. Ich ließ die Schrift unfertig stehen, überquerte ohne Hast die Straße und bog in die Gasse ein, um dort im Schutz der Dunkelheit schnell zu Setare zu gehen. Sie hatte ihre Parole schon geschrieben und wartete auf mich. Auch sie hatte die Schüsse vernommen. Wir gingen wieder zu den Dünen,

warteten barfuß durchs Meer bis an die Stelle, wo der Waldpfad begann. Gerade hatten wir wieder unsere Schuhe angezogen, um nach Hause zu gehen, als zwischen den Bäumen eine gespenstische Gestalt auf uns zukam. Wir erstarrten vor Schreck und wußten nicht, wie wir reagieren sollten. Da erklang die Stimme des Arztes, die uns aus der Ungewißheit befreite. „Keine Angst, ich bin’s.“ Auch er hatte die Schüsse gehört und deshalb das Haus verlassen. Er hatte befürchtet, daß man uns vielleicht beim Parolenschreiben ins Visier genommen hatte. Wir kehrten über den Pfad nach Hause zurück. Als wir aus dem Schilf in die Plantage kamen, sahen wir in den beiden Zimmern des Hausbesitzers das Licht brennen. Wir blieben lange stehen, bis das Licht gelöscht wurde. Einige Zeit später gingen wir langsam zum Haus. Wir redeten noch eine Stunde lang miteinander und beschloßen, einstweilen das Parolenschreiben sein zu lassen. Dann ging der Arzt in sein Zimmer, Setare und ich in das unsrige, und gingen schlafen. Aber keiner konnte einschlafen. So setzten wir uns hin und lasen etwas, aber es blieb uns nichts davon hängen, weil wir uns nicht konzentrieren konnten. So unterhielten wir uns eben. Es war schon drei vorbei, als jemand leise an die Zimmertür klopfte. Setare wunderte sich: „Wer kann das sein, zu dieser Nachtzeit?“ Ich ging an die Tür und fragte: „Wer ist da?“ Da antwortete der Hausherr: „Macht auf, ich bin’s.“ Ich öffnete die Tür, vor mir stand völlig bleich unser Vermieter. Er fragte: „Ist der Doktor auf?“ „Ich weiß es nicht“, antwortete ich.“ Da bat er uns: „Könnt ihr ihn wecken, falls er nicht wach sein sollte? Es ist etwas Schlimmes passiert und ich bin auf seine Hilfe angewiesen.“ Da öffnete sich die Tür des Doktors und er kam heraus. Der Hausbesitzer, der ganz verzweifelt war, flehte ihn an und bat ihn um seine Hilfe. Der Arzt versuchte, ihn zu beruhigen, und forderte ihn auf, sein Pro-

blem zu erzählen, damit er wisse, ob er überhaupt helfen könne. Da begann der Vermieter voll Unruhe zu berichten: „Wahrscheinlich habt ihr die Schüsse vor ein paar Stunden auch gehört. Der Sohn eines meiner Verwandten war gerade dabei, Flugblätter zu verteilen, als eine Pasdaran-Streife ihn bemerkte und ihm zurief, er solle stehenbleiben. Er flüchtete jedoch, worauf die Pasdaran auf ihn schossen. Eine Kugel traf ihn in den Oberschenkel, aber es gelang ihm trotzdem, im Dunkel der Obstgärten zu fliehen und im Haus meines Bruders am Rande der Stadt Zuflucht zu finden. Jetzt steckt die Kugel im Oberschenkel und das Blut ist nicht zu stoppen. Wir können uns an keinen Arzt in der Stadt wenden, und deshalb ist mein Bruder hierher gekommen und bittet um Hilfe. Sie sind unsere einzige Hoffnung, außer ihnen wissen wir niemand mehr.“

Der Arzt fragte den Hausherrn, ob er einen sicheren Weg am Meer wisse, auf dem man bis zum Haus seines Bruders komme. „Ja,“ meinte dieser, „ein Weg führt durch die Obstplantagen und einer am Meer entlang, vor allem nachts sind beide sicher.“ Darauf packte der Arzt die notwendigen Geräte und Mittel ein und ging mit dem Vermieter und seinem Bruder über den Hinterhof in den Obstgarten. Sie wollten auf dem Waldpfad zum Meer und von dort zum Haus des Bruders gehen.

Als es hell geworden war, kam der Hausherr auf der Straße vor dem Haus durch den Vorgarten direkt zu uns hoch und sagte, der Arzt werde für diesen Tag im Haus seines Bruders bleiben, weil es schon Tag geworden sei und es nicht ratsam sei, daß er jetzt hierher komme. Nachts werde er ihn persönlich abholen. Wir fragten, wie es dem Kranken gehe. Darauf erzählte er, daß der Arzt die Kugel herausgeholt habe und der Zustand des Kranken im Augenblick zufriedenstellend sei. Setare und ich brachten an diesem Morgen das Frühstück nicht runter,

wir tranken unseren Tee und gingen dann zur Arbeit. Das Haus, das wir gerade strichen, war in der Nähe des Viertels, wo die nächtlichen Schüsse gefallen waren. Durch die Haupt- und Seitenstraßen patrouillierten ständig bewaffnete Pasdaran und Hesbollahis zu Fuß, auf dem Motorrad oder mit Autos. Gegen Mittag erschien die Frau des Auftraggebers an unserem Arbeitsplatz, brachte uns Tee und begann zu erzählen: „Heute nacht wollten die Pasdaran einen verhaften, aber der ist fortgerannt, in eine dunkle Gasse eingebogen und war auf einmal weg. Die Pasdaran sind davon überzeugt, daß er in einem der Häuser dort untergeschlüpft ist und durchsuchen seitdem ein Haus nach dem andern. Die Gasse haben sie nach beiden Seiten abgesperrt und die Menschen zu Gefangenen in ihren eigenen Häusern gemacht.“

Am Nachmittag wurde bekannt, daß einige Bewohner dieser Gasse festgenommen worden waren. Die Pasdaran erhofften sich dadurch, eine heiße Spur zu finden. An diesem Tag beendeten wir unsere Arbeit früher als sonst und gingen heim. Wir warteten unruhig bis in die Nacht auf die Rückkehr des Doktors. Er kam erschöpft, mit zerzausten Haaren. Wir setzten uns hin und beratschlagten. Uns war nicht klar, ob wir uns in ernster Gefahr befanden oder nicht. Die Nacht verbrachten wir unruhig, immer wieder wachten wir auf. Auch tagsüber, bei der Arbeit, waren wir nicht ganz bei der Sache. Einige Tage nach dem Vorfall erfuhren wir vom Vermieter, daß der Zustand des Flüchtigen sich gebessert habe, und daß seine politischen Freunde ihn durch den Wald in eine andere Stadt gebracht hätten. Allmählich spürten wir, wie die Lage sich wieder normalisierte, denn wir bekamen mit, daß die Festgenommenen wieder freigelassen wurden. Einen Monat lang verfolgten wir aufmerksam alle Ereignisse, während wir weiter unserer Arbeit nachgingen.

Eines Tages, als wir gerade die Farben mischten, kam die Frau, deren Haus wir anstrichen, und rief uns zum Frühstück. Sie war mit unserem Hausherrn verwandt und erzählte uns aufgeregt: „Ein Arzt, der sich auf sein Handwerk versteht, ein wirklich guter Arzt, hat den angeschossenen Flüchtigen nachts operiert und ihm geholfen, aus der Stadt zu fliehen.“ Setare fragte die Frau: „Wo haben Sie denn das gehört?“ Worauf sie lachte und meinte, in der Verwandtschaft wisse man die Opferbereitschaft dieses Arztes wohl zu schätzen, und sie fuhr fort: „Kürzlich habe ich selbst von jemandem gehört, daß der Arzt in den Wald geht und dort denen hilft, die aus Angst vor Verfolgung in die Wälder geflüchtet sind und sich dort verstecken. Er bringt ihnen Essen und Medikamente. Dieser Arzt hält sich heute in dieser, morgen in einer anderen Stadt auf, jeden Tag ist er anders verkleidet, einmal als Straßenhändler, ein andermal als Arbeiter. Einmal fährt er einen Mietwagen, ein andermal einen Minibus. Schon mehrmals waren ihm die Pasdaran auf den Fersen, aber dann war er wie vom Erdboden verschluckt. Einmal haben ihn hundert Pasdaran im Wald umzingelt, die Belagerung dauerte zwei Tage und zwei Nächte, aber dann ist er ihnen entwischt, keiner weiß wie.“ Unser Frühstück war beendet und Setare und ich machten uns an die Arbeit. Aber keine war in der rechten Verfassung, beide waren wir überzeugt, daß es mit unserer Tätigkeit in dieser Stadt aus war und wir sie je früher, desto besser, verlassen sollten. Wenn es einmal so weit gekommen war, daß die Verwandtschaft schon soviel wußte, und das auch noch in einer so übertriebenen Version, konnten wir von Glück reden, bis jetzt so heil davongekommen zu sein.

Als wir abends nach Hause kamen, waren wir trotz langer Debatte nicht weiter gediehen als daß wir die Stadt so bald wie möglich verlassen mußten. Wir mußten

jedoch noch warten, bis der Arzt zurückkehrte, weil er für einige Tage auf „Dienstreise“ gegangen war. Vorsichtshalber durchsuchten wir die Zimmer, die Küche und den Speicher und beseitigten alles, was den Verdacht der Pas-daran erwecken könnte.

Als Setare und ich am nächsten Morgen das Haus verließen, stand auf der Straße vor dem Vorgarten eine normal gekleidete Frau. Unser Anblick schien sie in Verlegenheit zu bringen, denn sie grüßte und fragte uns, ob wir ein Zimmer zu vermieten hätten. Ich verneinte, und Setare und ich blieben noch etwas stehen und taten so, als wären wir damit beschäftigt, die Gartentür abzuschließen. Die Frau ging, und wir folgten ihr langsam. Die Sache erschien uns reichlich fragwürdig und wir nahmen es der Frau nicht ab, daß sie zu so früher Morgenstunde gekommen sein will, um nach einem Zimmer zu fragen. Wir waren ziemlich sicher, daß wir observiert wurden. Die Frau war schon ein ganzes Stück weiter voraus, und als wir die Hauptstraße erreichten, sahen wir sie nicht mehr. Darauf gingen wir statt zur Arbeit zum Obstmarkt, wo wir uns eine Stunde lang die Auslagen anschauten und Obst und Gemüse kauften, und dabei die Umgebung beobachteten. Wir wollten herausfinden, ob uns jemand verfolgte. Nach dem Einkauf gingen wir nach Hause, stellten das Obst und das Gemüse ab und gingen wieder raus, diesmal vorgeblich, um in verschiedenen Geschäften Tuch und andere Dinge zu kaufen. Schließlich gingen wir zur Bäckerei und kauften Brot. Dann begaben wir uns zur Arbeit und machten uns ans Werk. Nichts wies darauf hin, daß wir verfolgt würden. Während der Arbeit drehte sich das Gespräch zwischen Setare und mir ständig um jene Frau, die uns am Morgen nach einem Zimmer gefragt hatte. Am Abend besprachen wir den Vorfall mit dem Vermieter. Sowohl er wie seine Frau wunderten sich sehr und wurden unruhig. Am

nächsten Tag blieb Setare zu Hause. Als ich aus dem Haus ging, standen in der Nähe der Gartentür zwei Leute, die an ihrem Motorrad herumbastelten. Ich hatte sie noch nie in dieser Seitenstraße gesehen. Als ich ein Stückchen weiter gegangen war, schien ihr Motorrad wieder zu funktionieren. Ich hörte, wie sie den Motor anwarfen und dann schnell vor zur Straße brauseten. Als ich in die Straße einbog, kam jemand auf mich zu und fragte: „Bruder, können Sie mir helfen und sagen, wie ich diese Adresse finde?“ Er hielt einen Zettel in der Hand, auf dem etwas mit unleserlicher Schrift geschrieben stand, so als sei es in aller Eile geschrieben worden, und reichte ihn mir hin. Ich wußte den Weg und erklärte ihn ganz genau, worauf er sich bedankte und ging. Sein Äußeres war ganz normal, aber das Wort „Bruder“, das er benutzt hatte, machte mich stutzig. Das führten nämlich vor allem die Pasdaran und die Hesbollahis ständig im Mund. Ich ging weiter zu meinem Arbeitsplatz und hielt die Augen offen. Während ich die Straße lang ging, spürte ich, daß sich auf der anderen Straßenseite jemand parallel zu mir bewegte, als ob er mich beobachtete. Etwa zwanzig Meter vor mir ging eine zweite Person, die manchmal vor einem Geschäft stehenblieb und sobald ich näher kam wieder ein Stück weiter ging und darauf achtete, den Abstand zu halten. Als ich in eine Seitenstraße einbog, beschleunigte der Mann auf der anderen Straßenseite seine Schritte und folgte mir weiter, immer mit etwas Abstand, auf der anderen Seite. Nach ein paar Minuten bemerkte ich, daß mein „Vorgänger“ nun zwanzig Meter hinter mir ging. Als ich dann in die Gasse einbog, in der ich zu arbeiten hatte, folgten mir beide. Nun hatte ich das Haus erreicht. Ich klingelte, die Tür ging auf, ich trat ein und machte sie hinter mir zu. Die Frau, für die ich arbeitete, war in der Küche. Ich bat sie, zum Fenster rauszuschauen, ob sie die beiden Passanten kenne. Ich selbst schaute zum Toilet-

tenfenster raus und beobachtete die Szene. Als der erste das Haus erreicht hatte, blieb er stehen. Wenig später schloß sich ihm der zweite an. Beide musterten das Haus von oben bis unten und sprachen miteinander. Kurze Zeit später gingen sie wieder. Ich ging in die Küche – die Frau kannte die beiden nicht. Als ich ihr erzählte, daß sie mich verfolgt hätten, glaubte sie mir erst gar nicht. Dann ging ich an die Arbeit, aber mit den Gedanken war ich woanders. Manchmal glaubte ich, wir hätten schon verspielt, jetzt, wo sowohl unser Arbeitsplatz als auch unser Wohnort unter Kontrolle standen. Wenn wir auch nur den geringsten Verdacht erweckten, fliehen zu wollen, würden sie uns verhaften. Gegen Mittag ging ich in der farbebeschniemenen Arbeitskleidung fort, um Farbe zu kaufen, wie ich sagte. Weder in dieser Gasse, noch in der Seitenstraße, noch in der Hauptstraße gab es irgendeinen Hinweis darauf, daß ich verfolgt wurde. Ich ging heim. Als Setare mich in der Arbeitsmontur sah, fragte sie mich erstaunt, ob irgend etwas passiert sei. Ich erzählte ihr das Vorgefallene. Dann setzten wir uns hin und beratschlagten. Eines war klar: Wir standen völlig unter Kontrolle. Das einzige, was noch unklar war, war, wann sie zuschlagen würden, um uns zu verhaften. Wir beschlossen, die Stadt noch in dieser Nacht zu verlassen, sobald der Arzt kam. Es dämmerte schon, als dieser von seiner Reise zurückkehrte. Er hatte auf dem Sträßchen vor dem Garten zwei bewaffnete Pasdaran gesehen, die Richtung Straße gingen. Als wir ihm die Lage erklärten, rief er gleich den Vermieter herbei und bat ihn, uns mit seinem Wagen durch die Stadt zu fahren. Wir sollten uns noch fertig machen, um neun Uhr abends wollten wir dann aufbrechen. Wir löschten das Licht in unseren Zimmern und packten im Dunkeln tappend die wichtigsten Dinge ein. Aus der Ferne drang zu uns das Geräusch eines Motorrads. Es kam näher. Nun schien es in das Sträßchen vor

dem Haus einzubiegen. Das Geräusch verstummte. Alle drei gingen wir ans Fenster. Durch den Vorhang sahen wir zwei Männer, die mit ihrem Motorrad vors Haus gefahren waren und dort hielten. Hinter ihnen ein Jeep voller Pasdaran. Auch er hielt vor dem Haus. Alle Hoffnung, daß der Vermieter uns helfen könnte, war zerschlagen. Ich sagte zu Setare und dem Arzt: „Wartet keine Sekunde länger und folgt mir!“ Wir schlichen die Treppe hinunter, löschten das Licht auf dem Korridor und öffneten leise die Tür zum Hinterhof. Wir warfen einen prüfenden Blick in die Runde, aber es herrschte nur Finsternis und Stille. Auf Zehenspitzen gingen wir in den Hof, von da in den Obstgarten. Zwischen den Obstbäumen hindurch gelangten wir zum Schilfpfad. Wir waren noch im Schilf, als wir einen Lautsprecher hörten: „Achtung, Achtung, die Konterrevolutionäre im oberen Stock! Ihr seid von allen Seiten umzingelt. Wenn ihr euch ohne Widerstand ergebt, bekommt ihr vollen Straferlaß.“ Der Lautsprecher wiederholte diesen Satz mehrmals.

Setare meinte, wir sollten uns beeilen, um an einen sicheren Ort zu kommen. Der Arzt schlug vor, wir sollten uns irgendwo im Wald verstecken und nachdenken, um einen Ausweg zu finden. Ich hielt dagegen, daß sie das Haus in ein paar Minuten angreifen würden, und wenn sie dann merkten, daß wir ausgeflogen sind, würden sie den ganzen Obstgarten, das Schilf und den Wald nach uns durchsuchen. Wenn sie erst mal den Wald und das Röhricht eingekreist hätten, sei unsere letzte Hoffnung dahin. Da meinte der Arzt, daß wir irgendwie die Grenzen der Stadt hinter uns bringen müßten, und weil sie am Meer liegt, könnten wir uns nur in diesem Wald oder in den Obstplantagen und Reisfeldern der Umgebung verstecken. Ich entgegnete: „Nein, das Meer ist unsere einzige und letzte Hoffnung. Wenn wir auch nur eine Minute länger an diesem Ort und in dieser Umge-

bung bleiben, wird es gefährlich. Wir müssen durch, zum Meer. Unser einziger Weg ist, uns schwimmend in Sicherheit zu bringen.“ Setare und der Arzt widersprachen nicht, und während wir in der Dunkelheit durch den Wald hasteten, hörten wir wieder den Lautsprecher, der die gleichen Sätze wiederholte.

Endlich hatten wir das Dickicht hinter uns. Vor uns lag sanft und friedlich das Meer. Mitsamt den Kleidern stiegen wir ins Wasser und schwammen raus, ins offene Meer, um möglichst großen Abstand vom Ufer zu gewinnen. Als ich das Gefühl hatte, daß wir weit genug vom Ufer waren, schlug ich Setare und dem Arzt vor, am Ufer entlang zu den Sanddünen zu schwimmen. Sie meinten, dort gebe es zu viele Häuser, während in der anderen Richtung mehr Reisfelder lägen. „Aber bei den Dünen habe ich oft ein kleines Boot gesehen,“ sagte ich, „das aus dem Wasser gezogen war und im Sand lag. Einmal, als ich vom Parolenschreiben zurückkam, habe ich das Boot ins Wasser geschoben und bin ein bißchen damit gefahren.“ Daraufhin schwammen wir alle drei zu den Sanddünen. Die Stimme aus dem Lautsprecher drang nur noch undeutlich bis zu uns vor. Einige Lichter der Stadt waren noch an. Wir näherten uns ganz, ganz vorsichtig dem Ufer. Setare und der Arzt blieben im Wasser, während ich bei den Dünen an Land ging. Das Boot lag wie immer an seinem gewohnten Platz. Was für ein Glück! Ich küßte es, schob es ins Wasser und ruderte ungeschickt, weil ich keine Übung darin hatte, auf Setare und den Arzt zu. Sie schwammen mir entgegen und stiegen ein. Der Arzt nahm mir das Ruder ab, denn Bootfahren konnte er, und wir nahmen Kurs auf das freie Meer, um uns in Sicherheit zu bringen. Das Schweigen des Meeres wurde nur durch das leichte Klatschen der Ruder im Wasser durchbrochen. Es war bewölkt, die Lichter der Stadt entfernten sich langsam. Der dunkle

Wald türmte sich hinter den Lichtern auf wie ein finsternes Monster. Ein leichter Nieselregen strich mir zärtlich über das nasse Gesicht. Und weiter hinten blinkten uns die Lichter anderer Küstenstädte aus der Ferne zu. Von fern hörten wir Schüsse fallen. An die Brust des Meeres geschmiegt führen wir weiter, jenes wehmütige Abschiedslied auf den Lippen, das eine Generation unter den Galgen und in die Revolution begleitet hatte: „Maraa bebus..“

## Die Nacht zerbricht

Es war vielleicht zwei Stunden nach Mitternacht, da legte Kawir-Abadi die Zeitungen und Bücher, in denen er gelesen hatte, zusammen und versorgte sie mit Bedacht an einem Ort, den er mit seiner Frau eigens für solche Zwecke präpariert hatte und den außer ihnen niemand kannte. Denn wenn die Revolutionswächter Khomeinis unversehens das Haus stürmten und diese Lektüre herumliegen sahen oder im Verlauf des Durchstöberns entdeckten, war es um ihn, seine Frau, die Mitbewohner und ihre Gäste geschehen – dann hieß es: ab ins Gefängnis.

Es waren schlimme Zeiten, selbst Schüler der unteren Klassen, die man mit einem Flugblatt gegen Khomeini und sein Regime erwischte, wurden hingerichtet. Khomeini hatte alle Sicherheitskräfte und seine ganzen Anhänger mobilisiert. In allen Straßen gab es Kontrollposten. Anhänger der Gottespartei, die Hesbollahis, im Alter von 70, 40, 20 und selbst 10 Jahren standen da und filzten die Passanten. Einige von ihnen, besonders die Kinder, hatten sich zusätzlich zur Maschinenpistole noch einige leichte Waffen umgehängt, einen grünen Schal um den Hals geschlungen und ein grünes Band um den Kopf gebunden, so daß mitten auf ihrer Stirn das eine Wort zu lesen war: Khomeini.

Durch die Straßen fuhren ständig japanische Patrouillenwagen oder Militärjeeps. Khomeini hatte die Hochschulen geschlossen, weil er der Auffassung war, daß die Unis ein Hort der Konterrevolutionäre sind. Seine Revolutionswächter – die Pasdaran, waren überall hinter den gegen das Regime aktiven Studenten her. Auch den Lehrern, die der Regierung feindlich gesonnen waren, ging es nicht besser: Sie waren entweder in Gefangenschaft oder auf der Flucht. Viele Schüler gingen aus Angst vor

Verhaftung gar nicht mehr in die Schule; viele andere gingen Khomeinis Häschern in die Falle. Arbeiter und Angestellte, die sich kritisch gegen die Regierung geäußert, an Demonstrationen teilgenommen oder sonstwie ihre Abneigung zu Khomeini und der islamischen Verfassung zum Ausdruck gebracht hatten, kehrten nicht mehr in ihre Fabrik oder in ihr Büro zurück, ja, viele wechselten sogar den Wohnort.

Meldungen von Verhaftungen, Standgerichten, die in ein paar Minuten ihr Urteil fällten, und Massenhinrichtungen gingen von Mund zu Mund und breiteten sich in Windeseile über das ganze Land aus. Khomeini und die herrschenden Würdenträger – nicht genug, daß sie in jedem Stadtbezirk und in jeder Wohnsiedlung Revolutionskomitees und Polizeiposten wie Pilze aus dem Boden schießen ließen – ordneten an, daß auch noch alle Moscheen und Gebethäuser in Posten der Pasdaran und gelegentlich in provisorische Gefängnisse umgewandelt wurden.

Neben diesen Razzien und Verhaftungen hörte man Tag und Nacht, besonders aber in den Stunden nach Mitternacht minutenlanges, ohrenbetäubendes Knattern von Maschinengewehren, das die Menschen in Angst und Schrecken versetzen sollte.

Sobald es dunkel wurde, traute sich keiner mehr auf die Straße; alle verkrochen sich schnell zu Hause. Die Zehn-Millionen-Stadt Teheran schien den Atem anzuhalten. Kurz: Im Iran herrschte ein nirgends verkündeter Ausnahmezustand.

Nachdem Kawir-Abadi die Bücher und Zeitungen versorgt hatte, schaltete er das Radio auf einen anderen Frequenzbereich um und stellte den Sender Radio Iran ein. Durch die Gardinen warf er einen Blick auf den Vorhof und die Gasse, stieß jedoch auf nichts Außergewöhnliches. Noch einmal ließ er einen prüfenden Blick

durchs Zimmer gleiten, daß ja kein Schriftstück oder eine Notiz irgendwo liegen geblieben war. Als er sich völlig sicher war, ging er ins Bett.

Schon seit einiger Zeit versank Kawir-Abadi, wenn er ins Bett ging, nicht mehr in Schlaf, sondern in Grübeleien, die ihn mitunter bis zum Morgenrauen nicht losließen. So auch jetzt. Manchmal führte er ein Zwiegespräch mit einem imaginären Gegenüber und stellte ihm Fragen, was diese ganze Brutalität, diese ständigen Festnahmen, die Riesenzahl von Gefangenen, die ganzen Hinrichtungen zu bedeuten hatten? Was sollte das alles?

Sechs Monate schon waren seit der Verhaftung eines seiner Freunde vergangen, Tag und Nacht erschien ihm der Verhaftete im Geiste. Seit der Verhaftung nahm dieser Freund alle Gedanken Kawir-Abadis in Beschlag, er konnte an nichts anderes mehr denken. Auch diese Nacht überkam es ihn wieder.

Es war, als würde er seinen Freund im Gefängnis besuchen und ihn fragen: „Wie geht es dir? Wahrscheinlich haben sie dich übel gefoltert? Und trotzdem hast du Khomeinis Schergen nichts ausgeplaudert. Du hast dich wacker geschlagen! Sonst wären jetzt schon viele verhaftet worden. Als ersten hätte es den Arzt getroffen, wenn du seinen Namen auch nur einmal genannt hättest. So aber sucht er Tag für Tag völlig unversehrt seine Praxis auf und behandelt die Kranken.

Kawir-Abadi sprach zu sich selbst: Selbst wenn er unter der Folter zusammenbricht und meinen Namen nennen sollte – erstens kennt er meinen wirklichen Namen nicht und zweitens weiß er meine Adresse nicht, wie wollen da Khomeinis Pasdaran mich hier überraschen und das Haus durchsuchen? Und der Arzt? Was passiert, wenn der Arzt verhaftet wird?

Genau in diesem Moment läutete es an der Haustür. Kawir-Abadis Herz pochte. Die Gedankenkette war zer-

rissen. Seine Frau richtete sich rasch im Bett auf und fragte ihren Mann: „Wer kann das sein, so spät in der Nacht?“

Während Kawir-Abadi aufstand, klingelte es erneut, diesmal länger.

Kawir-Abadi zog die Unterhose an und ein Hemd über und ging in den Vorhof. Bevor er die Tür zum Vorhof öffnete, hielt er einen Moment inne, um sich zu sammeln. Es klingelte wieder. Diesmal hörte das Geläute gar nicht auf, bis Kawir-Abadi an der Tür fragte: „Wer ist da?“

Eine Stimme antwortete von der anderen Seite: „Mach auf!“

Kawir-Abadi fragte etwas lauter: „Wer sind die Herrschaften?“

Auf der anderen Seite war ein Flüstern zu vernehmen, einen Augenblick später kam die Antwort: „Von der Revolutionären Staatsanwaltschaft.“

Eine Welle der Angst überflutete Kawir-Abadi, einen Moment kam ihm die Idee, die Tür nicht zu öffnen und stattdessen ins Haus zu gehen, von dort aufs Flachdach und über das Dach des Nachbarn weiterzufliehen, ab durch die Gasse und fort. Er hatte diesen Fluchtweg mehrmals eintrainiert, am Tag und in der Nacht.

Aber er wollte noch mehr erfahren und fragte nach: „Wen möchten Sie denn sprechen?“

Wieder ein Tuscheln und dann die Antwort: „Aschia.“

Kawir-Abadi erwiderte prompt: „Aschia ist nicht zu Hause.“

Da hagelte es Fußtritte und Schläge gegen die Tür, und mehrere Stimmen riefen wütend: „Mach die Tür auf, wird's bald?“

Er hatte die Tür noch nicht richtig geöffnet, als eine Gruppe ihn beiseite schob und in den Hof stürmte. Alle trugen Kalaschnikows und kleinere Waffen. Einer, wohl der Anführer, fing an, Befehle zu erteilen: „Zwei an den

Eingang zur Gasse, zwei vor die Tür und zwei in den Hof! Augen offen halten!“

Dann nahmen er und vier weitere Pasdaran Kawir-Abadi in ihre Mitte. Der Befehlshaber fragte: „Wohnt Aschia hier?“

Kawir-Abadi antwortete: „Ja, aber jetzt ist er nicht zu Hause.“

Der Anführer fragte: „Und wo ist er hingegangen?“

Kawir-Abadi sprach: „Ich weiß es nicht.“

Der Anführer fragte weiter: „Sie sind Aschias Vater?“

„Ja, ich bin sein Vater.“

„Was sind Sie für ein Vater, daß Sie nicht einmal wissen, wo ihr Sohn hingegangen ist?“

„Aschia ist doch kein Kind mehr, er steht kurz vor dem Abitur.“

Der Anführer wandte sich einem der Pasdaran zu und sagte: „Wir müssen das Haus durchsuchen.“

Kawir-Abadi, der sich einigermaßen gefaßt hatte, sprach: „Bitte sehr, kommen Sie herein, wo möchten Sie anfangen? Im Erdgeschoß, im ersten Stock oder im zweiten? Meine Eltern leben im Erdgeschoß, meine Brüder im obersten Stock, und wir im mittleren. Aschias Zimmer ist ebenfalls im ersten Stock. Eigentlich ist es sein Schlafzimmer, sein Wohnzimmer und seine Bibliothek in einem.“

Einer der Pasdaran, der einen kurzen Bart trug und jünger als die anderen zu sein schien, sagte zu ihnen: „Beginnen wir mit der Bibliothek.“ Keiner widersprach.

Kawir-Abadi führte die fünf Pasdaran in den ersten Stock. Er öffnete die Tür zur Bibliothek und sagte: „Bitte sehr, dies ist das Zimmer von Aschia.“ Der Anführer stand auf der Türschwelle und wies zwei Pasdaran an, sich rechts und links der Tür zu postieren und aufzupas- sen. Er selbst kam mit zwei Pasdaran rein. Die beiden Pasdaran begannen, die Regale und Bücherschränke zu

durchwühlen, während ihr Anführer sich den Kleiderschrank vornahm. Auch unter dem Bett und an anderen Stellen schaute er nach und warf alles durcheinander. Die Pasdaran schauten auf die Buchrücken, warfen einen Blick in die Bücher, blätterten ein bißchen drin herum und warfen sie dann in die Mitte des Zimmers.

Derweil inspizierte ihr Anführer die Kleidertaschen und warf die Kleidungsstücke dann ebenfalls auf den Boden. Es dauerte keine zehn Minuten, da sah es im Zimmer aus wie nach einem Einbruch. Einige Bücher hatten sie zerknüllt, andere zerrissen. Nun probierte Kawir-Abadi seine psychologischen Kenntnisse aus: „Gestatten Sie, daß ich meiner Familie sage, sie sollen sich was anziehen, damit Sie die anderen Zimmer auch durchsuchen können?“

Schließlich sollen Sie nicht denken, daß wir was zu verbergen haben.“

Keiner gab Antwort. Die Suche ging weiter. Die zerknitterten und zerfledderten Bücher landeten der Reihe nach in der Mitte des Zimmers. Nachdem in den Schränken und Regalen nichts mehr übrig geblieben war, setzten sich die drei Pasdaran aufs Bett und machten sich über die Bücher lustig. Kawir-Abadi, der sich inzwischen sicher war, daß sie nicht gekommen waren, um ihn zu verhaften, nahm wieder zur Psychologie Zuflucht, zumal er ja wußte, daß Aschia nicht da war und somit nicht verhaftet werden konnte. So wandte er sich an einen der beiden Pasdaran, die an der Tür standen und ein bißchen eingnickt waren, und bat ihn ganz zuvorkommend: „Sie sehen ganz ermüdet aus. Kommen Sie doch rein, setzen sich ein wenig hin und vertreiben die Müdigkeit.“ Die beiden lehnten ab und kamen nicht ins Zimmer, aber ihr Anführer sagte zu ihnen: „Wenn ihr wollt, könnt ihr euch dort hinsetzen, wo ihr gerade steht.“

Kawir-Abadi hatte den Eindruck, als würde sein Trick

funktionieren. Und so richtete er seine nächste Frage an den Führer der Pasdaran:

„Also, so soll's ja auch nicht sein. Schließlich sind Sie unser Gast, und wenn Sie gestatten, wecke ich meinen Vater oder meine Brüder, damit sie Ihnen einen Tee kochen und Obst bringen. Normal bieten wir unseren Gästen von unserem hausgemachten Kirschsaft an, wir haben einen eigenen Garten, in der Nähe vom Damawand und – der Teufel höre weg! – die Kirschen von da sind wirklich erstklassig!

Darauf meinte einer der Pasdaran auf dem Bett, der sich erst vor ein paar Stunden den Bart gestutzt zu haben schien: „Geben Sie mir bitte ein Glas Wasser zu trinken.“

Kawir-Abadi ging eine Treppe runter, um ein Glas Wasser zu holen. Er sah seine Eltern besorgt auf der Schwelle ihres Zimmers sitzen. Mit dem Finger bedeutete er ihnen, leise zu sein. Dann brachte er das Glas Wasser aus der Küche, und während er es dem einen Pasdar überreichte, wandte er sich dem Anführer zu:

„Verzeihen Sie, aber darf man fragen, was Aschia gemacht hat und was Sie zu ihm führt?“

Darauf der eine, der das Glas Wasser in der Hand hielt:

„Heißt das, Sie wissen nicht, was Aschia auf dem Kerbholz hat?“

Kawir-Abadi entgegnete: „Wenn man's recht betrachtet, ist es meine Schuld, daß ich nicht weiß, was der Junge so treibt. Aber damit wir jeden Tag ein Stückchen Brot zu beißen haben, muß ich morgens um sechs das Haus verlassen und arbeitete manchmal bis um elf Uhr nachts. Wenn ich dann heimkomme, schlafen alle schon, so daß ich die Kinder unter der Woche nur selten sehe. Das Leben ist sehr schwer geworden. Wenn man nur eine Schicht am Tag arbeitet, reicht das Geld vorne und hinten nicht. Wie schön wäre es, wenn der Mensch kein Essen und keine Kleider brauchte.“

Kawir-Abadi düstete richtig danach, zu reden und zu reden. Die Pasdaran sollten keine Gelegenheit finden, ihm Fragen zu stellen. Er kam sich vor wie ein großer, berühmter Redner, wollte jedem Wort, jedem Thema, in seinen Verästelungen nachgehen und es zum Blühen bringen.

Aber der Anführer der Pasdaran unterbrach seine Rede und sagte: „Wir sind nicht gekommen, uns Ihre Reden anzuhören. Auch wir wissen, daß alles teuer geworden ist, daß das Leben schwer ist, daß es mal Arbeit gibt und mal keine, aber wir müssen Ihren Sohn verhaften, weil er Mitglied einer konterrevolutionären Gruppe ist. Ihr Sohn betreibt zusammen mit vier Klassenkameraden in einer geheimen Zelle Wühlarbeit gegen die Islamische Revolution.“

Kawir-Abadi fiel ihm ins Wort: „Nein, Bruder, auf meinen Sohn kann das nicht zutreffen. Er ist ein Bücherwurm, die Bücher sind ihm wichtiger als Essen und Kleidung – Kontakt zu einer konterrevolutionären Gruppe? Nein, das kann ich nie und nimmer glauben, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen da widerspreche, aber ich habe Aschia immer gesagt, sei vernünftig und paß auf dich auf! Mach dir und uns keine Schwierigkeiten! Er ist ein vernünftiger, einsichtiger Junge, der hat doch nie mit einer konterrevolutionären Gruppe zu tun gehabt und wird das auch gewiß nicht tun. Ist es denn möglich, daß er mit einer konterrevolutionären Gruppe Kontakt hatte, ohne daß ich – sein Vater – davon wüßte? Wenn er mit Konterrevolutionären zu tun gehabt haben sollte, dann hat er in unserem Haus nichts mehr zu suchen. Schauen Sie sich diese Bücher doch nochmal an, blättern Sie darin, lesen Sie nach – welches davon ist konterrevolutionär? Es sind doch lauter Romane und lehrreiche Bücher, über Geschichte, Wirtschaft und Psychologie. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß das ganz harmlose Bücher sind?

Bitte sehr, schauen Sie auch die anderen Zimmer an, durchsuchen Sie das ganze Haus, stöbern Sie in allen Ecken und Winkeln, um sich zu überzeugen. Sie können mir glauben, Aschia hat nichts Konterrevolutionäres.“

Der Pasdar, der um Wasser gebeten hatte und jetzt das leere Glas in der Hand hielt, bemerkte hierzu einigermaßen verärgert: „Sie sind ja ziemlich weitab vom Schuß, so wie Sie selbst gesagt haben – morgens verlassen Sie früh das Haus, und wenn Sie nachts zurückkommen, schlafen alle schon. Kein Wunder, daß Sie da keine Ahnung davon haben, was Ihr Sohn anstellt. Ich bin selbst für die Vernehmung von Mehran zuständig, und Mehran hat alles gestanden, für mich gibt es da nichts mehr zu deuteln.“

Kawir-Abadi, der sich völlig überrascht zeigte, reagierte wie einer, der aus allen Wolken fällt: „Ist das denn möglich? Bitte, seien Sie doch so gut und sagen mir – wer ist dieser Mehran?“

Der Pasdar mit dem Glas in der Hand fragte zurück: „Was, den Mehran kennen Sie nicht? Er kennt Sie dafür sehr genau. Es ist ein Klassenkamerad von Aschia, derselbe, mit dem Aschia zusammen einen Obstladen aufgemacht hat.“

Kawir-Abadi sagte: „Seltsam, ich kann es kaum glauben, Aschia hat nie jemanden nach Hause mitgebracht, daß ich ihn hätte kennen können. Früher, als er noch in die Grundschule ging, hat er manchmal seine Schulfreunde mitgebracht, aber seit er in der Oberstufe ist, hat er das nicht mehr getan. Und das mit dem Geschäft, dem Obstladen meine ich – ich kann es nicht glauben. So einfach ist das doch auch nicht, ein Geschäft zu eröffnen, man braucht Kapital dazu und Aschia hatte keines, daß er damit einen Laden aufmachen könnte.“

Der Verhörbeamte bemerkte dazu spöttisch lächelnd: „Na, gib es doch endlich zu, du hast nicht mitgekriegt,

was da abging. Du lebst wirklich hinterm Mond. So viel Kapital braucht es auch wieder nicht, um einen Obstladen aufzumachen. Und das, was man braucht, das hat diese konterrevolutionäre Gruppierung, in der Aschia, Mehran und ihre Klassenkameraden aktiv waren, ihnen gegeben. Sie waren insgesamt zu viert in diesem Laden beschäftigt, aber das war nicht einfach bloß ein Obstladen, sie hatten dort auch Zeitungen und Flugblätter, der Laden diente als Tarnung für Treffen der Organisation.“ An dieser Stelle wies der Verhörbeamte zornig auf die in der Mitte des Zimmers aufgetürmten Bücher hin: „Man braucht kein Ermittler zu sein – jeder Moslem, jeder, der die islamische Ordnung gutheißt, braucht nur die Bücher anzuschauen, um zu verstehen, daß Aschia ein Gegner der islamischen Revolution ist. Unter den ganzen Büchern, die von Menschen ohne Gott und Glauben geschrieben wurden, die selbst auf Abwegen waren, findet sich auch nicht ein Band mit dem Wort Gottes. Was kann in diesen Büchern schon stehen? Nur Verdrehungen, Gottlosigkeiten, Dinge gegen den Glauben – und der Koran? Jemand, der den Koran liest, braucht diesen Schund nicht! Im Koran steht alles schon geschrieben, ist alles schon vorhergesagt. Egal, welche Wissenschaft, jede ist im Koran zu finden. Nicht ohne Grund muß man den Koran mit reinen Händen anfassen. Die Gebote verlangen sogar erst eine ordnungsgemäße Waschung, bevor man ihn in die Hand nimmt. Und sagen Sie mir, welche Worte, welche Geschichten sind besser als das Wort Gottes? Dieselben Ausländer, die Gott nicht kennen und keine Moslems sind, die ganzen Japaner, Europäer und auch die großen Teufel – die Amerikaner, haben den Koran gründlich gelesen, seine Geheimnisse entschlüsselt und nach den Vorschriften des Korans alles Mögliche entdeckt: die Wissenschaften, die Raketen, die Satelliten und was sie sonst noch aus dem Koran rausgeholt

haben. Wer den Koran gut versteht, für den wird alles leicht und er kann alles problemlos entdecken. Wenn Ihr Sohn den Koran nicht hat, dann heißt das, er liest ihn nicht. Wer den Koran nicht liest, gerät leicht auf Abwege, geht konterrevolutionären Gruppierungen auf den Leim und wird dann selbst gegen die Islamische Regierung, gegen Gott und gegen Imam Khomeini aktiv.

Als Khomeinis Name fiel, sprangen alle Pasdaran auf, unterbrachen die Rede des Ermittlers und stießen einen dreifachen Segensruf auf Imam Khomeini aus – der Ermittler inbegriffen – bevor sie sich wieder setzten.

Kawir-Abadi schien darauf zu lauern, in der langatmigen Rede des Ermittlers einen Ansatzpunkt zu finden, um das Gespräch in eine unverfänglichere Richtung zu lenken, und so vergaß er glatt, daß es besser gewesen wäre, zumindest so zu tun, als schlosse er sich den Segensrufen an. Stattdessen sagte er, sobald die Pasdaran sich wieder gesetzt hatten: „Übrigens, wir haben in diesem Haus einen Koran, und was für einen! Ein altes, sehr kostbares Exemplar, dessen Einband mit Goldlettern beschriftet ist. Mein Vater hat ihn von Großmutter geerbt, und er befindet sich eben jetzt einen Stock tiefer im Zimmer meines Vaters. Wenn Sie mir erlauben, hole ich ihn gerade, damit Sie sich selbst überzeugen können, wie alt er ist.“ Der Kommandant erwiderte nur: „Im Moment ist das nicht nötig.“

Der Ermittler schien sich über Kawir-Abadis Worte und Verhalten geärgert zu haben, stand auf, ging auf ihn zu, preßte sein leeres Glas gegen Kawir-Abadis Gesicht, und meinte dazu: „Solche Väter wie du gehören auch hingerichtet, ein Vater, der ein Kind großgezogen hat, das gegen den Krieg ist, das dagegen ist, in den Militärdienst zu gehen, das gegen die Islamische Republik ist. Dein Sohn ist ein Verräter, und dieser Verräter hat in der Schule vor allen Mitschülern gegen den Krieg, gegen den

Militärdienst und gegen die Islamische Republik gesprochen.“

Kawir-Abadi gab sich ganz besorgt und ratlos: „Herr Ermittler, alle Lehrer sind mit meinem Sohn zufrieden, gerade kürzlich war ich in der Schule und habe mit dem Direktor und allen Lehrern gesprochen und mich erkundigt, wie Aschia mitkommt und wie er sich benimmt, und ich habe nur lobende Worte zu hören bekommen; keiner von den Lehrern hat sich unzufrieden gezeigt, ganz im Gegenteil, alle fanden, daß Aschia für sein Alter sehr belesen und fortgeschritten ist.“

Da brach es aus dem Verhörbeamten, dessen Gesicht sich vor Wut und Haß verzerrt hatte, hervor: „Der Schuldirektor und die Lehrer müssen aus der Schule entlassen werden, das sind lauter Konterrevolutionäre, die müssen alle den Revolutionsgerichten übergeben werden, die ganze Schule muß überhaupt geschlossen werden, das sind doch alles Lügner; der Direktor dieser Schule will nur eins – den Islam zugrunde richten. Diese Ungläubigen können nur eins: die Kinder, die Anhänger der Gottespartei sind oder beim Islamischen Verein mitmachen, unter Druck zu setzen, Ich finde, es wird Zeit, daß die Jungs vom Islamischen Verein und von der Hesbollah dem Direktor und den Lehrern die Schule über dem Kopf einreißen. Besser, solche Typen werden unter den Trümmern begraben, als daß sie weiterleben.“

Unruhig und etwas unbeholfen fiel Kawir-Abadi dem Mann wieder ins Wort: „Bitte, regen Sie sich doch nicht auf – und könnten Sie vielleicht etwas leiser sprechen? Wir haben ein kleines Kind im Haus, und wenn es erschrickt und krank wird, wird das gewiß nicht unter unseren guten Taten verzeichnet. Vielleicht täuschen Sie sich ja auch, und jemand hat aus persönlichen Motiven Aschia bei Ihnen angeschwärzt.“

Der Ermittler war bemüht, deutlich herauszustellen,

daß er sich nicht aufregte, und so fuhr er mit leiser, aber zitternder Stimme fort:

„Die Jungs von der Hesbollah und vom Islamischen Verein lügen nicht. Die haben Beweise für das, was sie sagen. Sie haben die Stimme deines Sohnes auf Band aufgenommen. Dein Sohn hat in der Schule Reden geschwungen und vor den Schülern der ganzen Schule folgendes gesagt: 'Der Krieg zwischen dem Iran und dem Irak muß auf der Stelle aufhören.' Dein Sohn hat behauptet, daß dieser Krieg nur dem iranischen und dem irakischen Volk schadet. Dein Sohn hat behauptet, daß die Führer des Irans und des Iraks zur Unterdrückung der Forderungen des eigenen Volkes, zur Unterdrückung der Freiheit, zur Flucht vor den innenpolitischen Schwierigkeiten einen Krieg angezettelt haben. Dein Sohn hat alle Lehrer und Schüler ermuntert, mit der Forderung nach Frieden und Einstellung des Kriegs an die Öffentlichkeit zu treten.“

Jetzt konnte sich der Ermittler nicht mehr halten, er stürzte sich auf Kawir-Abadi, schlug ihm mit der Faust auf die Brust und stieß hervor:

„Dabei ist dieser Krieg, wie Imam Khomeini uns gesagt hat, ein Geschenk Gottes. Ein Geschenk, kapiert?“

Als Khomeinis Namen fiel, standen die Pasdaran erneut auf und riefen den dreimaligen Segenswunsch für ihn aus.

Wütend fuhr der Ermittler fort: „Dein Sohn, dieser Verbrecher, hat sich erdreistet zu sagen, daß die Teilnahme am zerstörerischen Krieg gegen die menschliche Ethik verstoße und daß es besser sei, wenn niemand sich freiwillig zum Militär melde und auch niemand zum Militärdienst gehe. Und als wäre das nicht genug, dein Sohn, der nicht einmal weiß, welche Waschungen man zum Gebet verrichten muß und wie man sich beim Beten verneigt, dieser Kerl wagt es, unseren Imam Khomeini, der doch

der Stellvertreter des Mahdi, des verschwundenen Imams auf Erden ist, zu widersprechen, und meint, daß dessen Worte und Überzeugung falsch seien.“

Bevor er fortfahren konnte, übernahm Kawir-Abadi das Wort und rief: „Das ist doch nicht möglich, mein Herr, meinem Sohne fiele es nicht mal im Traum ein, solche Worte in den Mund zu nehmen. Wie sollte mein Sohn die Frechheit besitzen, die Worte und Überzeugung des Imams in Frage zu stellen, gibt's denn sowas?“

Der Ermittler entgegnete erregt: „Oh ja, das gibt's! Bei so einem Schwerverbrecher wie deinem Sohn gibt's das schon. Ihr Sohn hat Dinge gesagt – wenn ich den erwische, dann hänge ich ihn eigenhändig am Galgen auf.“

Kawir-Abadi setzte eine flehende Miene auf und fragte:

„Aber was hat er denn noch gesagt, daß er Sie so in Rage gebracht hat?“

Der Ermittler wandte sich dem Kommandeur zu und fragte ihn:

„Erinnern Sie sich noch an die Worte des Imams, was die Bezeichnung unseres Staates angeht?“

Der Kommandeur erwiderte: „Natürlich! 'Islamische Republik, kein Wörtchen mehr und keins weniger' so lautete die Losung des Imams.“

Der Ermittler weiter: „Ihr abgrundtief verdorbener Sohn hat mit den Leuten von der Gottespartei und dem Islamischen Verein diskutiert, und wissen Sie, was er gesagt hat? Dieser Ausspruch des Imams bedeute eine Diktatur, eine religiöse Diktatur, bedeute die Auslöschung der Demokratie, und damit werde alles zu Nichts, wonach das iranische Volk sich gesehnt habe.“

Der Kommandant schaute auf seine Uhr und unterbrach den Ermittler: „Eine Diskussion bringt jetzt nichts, wir fragen besser in der Zentrale an, was wir jetzt tun sollen.“ Er zog gleich sein Funkgerät raus und sprach mit der Zen-

trale. Am Ende des Gesprächs wandte er sich mit dem Gerät in der Hand Kawir-Abadi zu und erklärte, er müsse sich schriftlich verpflichten, seinen Sohn der Staatsanwaltschaft im Ewin-Gefängnis zu überstellen. Wenn er der Verpflichtung nicht nachkomme, würden sie ihn selbst verhaften.

Kawir-Abadi, der richtig erschrocken war, fragte: „Und was ist, wenn ich ihn nicht sehe, wie kann ich ihn dann übergeben?“

Der Kommandant sagte: „Egal, wann und wo du ihn siehst, auf alle Fälle mußt du ihn sofort übergeben.“

Der Ermittler war mit einer Verpflichtungserklärung nicht zufrieden und fand: „Wir sollten ihn selbst mitnehmen, damit sein Sohn gezwungen ist, sich zu stellen.“

Der Kommandant entgegnete: „Wir tun das, was sie uns aufgetragen haben. Jetzt müssen wir ihn erstmal unterschreiben lassen, und dann gehen wir.“

Auf Anweisung des Ermittlers brachte Kawir-Abadi Stift und Papier. Der Ermittler diktierte ihm, und anschließend unterschrieb Kawir-Abadi. Der Kommandant nahm die Erklärung an sich, steckte sie in die Tasche seines Diensthemes, ermahnte Kawir-Abadi, seinen Sohn auch ja abzuliefern, und ging aus dem Zimmer. Den anderen Pasdaran gab er einen Wink, und so machten sie sich auf den Weg. Kawir-Abadi folgte ihnen in den Vorgarten, um die Tür hinter ihnen zuzumachen. Im Vorgarten blieben die Pasdaran stehen, musterten die Tür und die Mauer des Nachbarhauses, dann betraten sie die Gasse. Ein paar Augenblicke später war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Kawir-Abadi schloß die Gartentür hinter ihnen, dann holte er tief Luft und ging dann leise wieder ins Haus. Alle Bewohner des Hauses, Groß und Klein, standen unruhig und erwartungsvoll im Flur des Erdgeschosses. Als sie Kawir-Abadi erblickten, gingen sie ins Gästezimmer und setzten sich. Sie alle hatten gehört, was die

Pasdaran gesagt hatten und begannen nun, lebhaft zu diskutieren und zu beratschlagen. Alle überlegten fieberhaft, wie sie Aschia warnen könnten, damit er den Pasdaran nicht in die Falle ging. Kawir-Abadis Vater sprach mit zittriger, gebrechlicher Stimme:

„Verlieren wir keine Zeit! Ihr müßt Aschia finden und ihm sagen, was passiert ist. Versteckt ihn irgendwo. Und laßt nicht zu, daß er diesem blutrünstigen Khomeini in die Hände fällt.“

Kawir-Abadi, der genau wußte, wohin Aschia gegangen war, versicherte allen, sie brauchten sich keine Sorgen zu machen und könnten sich wieder hinlegen. Sie sollten ihn nur machen lassen, er werde selbst schon einen Weg finden. Aber niemand hörte auf ihn, alle blieben weiter im Gästezimmer.

Kawir-Abadi wünschte sich zum ersten Mal in seinem Leben, daß die Nacht lange dauern möge, er hatte Angst davor, daß es Morgen würde. Denn er fürchtete, daß Aschia mit dem Morgengrauen zurückkehren und den Pasdaran in die Hände laufen würden, die das Haus unter Kontrolle hielten. Die Zeit verstrich, während sie grubelten und diskutierten, und als es schließlich vier Uhr morgens war, bat Kawir-Abadi einen seiner Brüder um Hilfe. Dieser willigte ein, ohne groß zu fragen.

Nach kurzer Beratung zogen sich die beiden an und verließen das Haus. Am Ende der Gasse läuteten sie an der Haustür eines Verwandten. Die Tür wurde geöffnet und der Hausherr fragte besorgt, was los sei.

Kawir-Abadi und sein Bruder betraten das Haus, machten die Tür hinter sich zu, und nachdem sie sich vergewissert hatten, daß sie unbelauscht sprechen konnten, erzählten sie kurz, was vorgefallen war. Der Herr des Hauses besaß ein Taxi, das er mit Kawir-Abadis Bruder teilte – einen Tag war er dran, den zweiten der andere. Aus diesem Grund baten sie jetzt um das Taxi.

Ihr Gastgeber, der Aschia ins Herz geschlossen hatte, erwiderte:

„Na, mein liebster Kawir-Abadi, Aschia ist doch wie mein eigenes Kind, und er hat meiner Frau und meinem Kind nicht einmal, nein, Dutzende Male geholfen. Er kauft von seinem Taschengeld sogar Bücher für mein Kind.“

Als Kawir-Abadi dies hörte, traten ihm Tränen in die Augen. Ihr Gastgeber, dessen Stimme dem Weinen nahe war und der schluckte, als hätte er einen Knoten im Hals, schwieg einen Moment.

Dann kam es protestierend aus ihm heraus: „Warum überhaupt? Wieso muß ein so junger Mensch verfolgt werden? Haben wir denn nicht für die Freiheit Revolution gemacht? Aschia wollte den Menschen helfen, das war seine Überzeugung. Warum will Khomeini ihn dann verhaften? Nein, mein Liebster, wir dürfen nicht zulassen, daß Khomeini alles tun kann, was er will. Wir dürfen nicht zulassen, daß die Jugend so ausgelöscht wird. Wir können vielleicht nicht alle retten, aber wir müssen zu ihrer Rettung alles versuchen, was uns möglich ist. Liebster Kawir-Abadi, ich fürchte mich nicht zu helfen und tue, was auch immer du sagst. Nein, wir dürfen nicht zulassen, daß Aschia in die Hände dieser Schlächter fällt. Bei der Seele deines Sohnes, sag, was ich tun kann.“

Kawir-Abadi umarmte den Hausherrn und dankte ihm herzlich für seine aufmunternden Worte der Freundschaft und für seine Hilfsbereitschaft. „Vorerst ist uns vollauf damit gedient“, sprach er, „wenn du uns das Taxi zur Verfügung stellst. Damit können wir Aschia vermutlich ausfindig machen und ihn warnen.“ Der Hausherr ging in ein Zimmer und kam mit dem Taxischlüssel wieder raus. Er händigte ihn Kawir-Abadis Bruder aus, und beide verabschiedeten sich überschwenglich von ihm.

Das Taxi stand mitten in der Gasse. Kawir-Abadis Bruder setzte sich hinters Steuer. Er sollte so tun, als ob er

nach Fahrgästen Ausschau halte, und dabei ein Auge darauf haben, ob in der Umgebung irgendetwas Auffälliges zu sehen war. In diesem Fall sollte er sich bei einer Apotheke, die gerade Nachtdienst hatte, ein paar Kopfe-tabletten besorgen und heimkommen. Wenn aber kein Pasdar, kein Streifenwagen und keine verdächtige Person in der Umgebung zu sehen seien, sollte er gleich wieder nach Hause kommen.

Zehn Minuten später war er wieder da und sagte: „Nichts los. Nicht mal ein Blatt rührt sich.“

Kawir-Abadi und sein Bruder machten sich ohne Zeit zu verlieren auf den Weg. Sie fuhren mit ihrem Taxi erstmal zum Revolutionsplatz. Dort stieg ein Fahrgast zu, der noch seinen Zug erreichen wollte, und sie fuhren zum Bahnhof. Unterwegs hielten die beiden Brüder die Augen offen, um herauszufinden, ob sie nicht verfolgt wurden. Am Bahnhofsplatz ließen sie den Fahrgast aussteigen. Inzwischen waren sie sich sicher, daß ihnen niemand folgte und keine Gefahr bestand.

Deshalb fuhren sie zur Sina-Straße. Vor dem Sina-Krankenhaus angekommen, hielten sie an; Kawir-Abadi stieg aus, während sein Bruder im Taxi blieb und wartete. Kawir-Abadi ging in die Unfallstation, durchquerte sie und verließ das Krankenhaus durch eine Tür, die auf den Hof führte. Dann bog er in eine Gasse hinter dem Krankenhaus ein und klingelte am Ende der Gasse an einer Haustür. Wenig später ertönte die Stimme von Aschias Großvater. Er schien ganz erschrocken zu sein, als er hinter der Tür fragte: „Wer ist da?“

Kawir-Abadi antwortete ruhig: „Ein Bekannter, darf ich bitte rein?“

Die Tür wurde geöffnet, und ein alter, barfüßiger Mann in Unterbekleidung blickte besorgt und überrascht auf Kawir-Abadi:

„Was ist passiert?“ fragte er.

Kawir-Abadi kam in den Vorgarten, machte die Tür hinter sich zu und fragte: „Schläft Aschia? In welchem Zimmer schläft er?“

Der alte Mann sagte: „Wir waren gestern abend bei seiner Tante zu Besuch. Er ist dort geblieben und noch nicht zurückgekommen. Was ist denn los? Ist was passiert?“ Kawir-Abadi berichtete kurz, was vorgefallen war und sagte zum Schluß: „Es ist für Aschia zu gefährlich, wenn er zu uns nach Hause kommt. Er soll dort bleiben, wo er ist und das Haus solange nicht verlassen, bis wir einen sicheren Ort für ihn finden. Aber wie können wir ihn benachrichtigen?“

Der alte Mann sagte: „Wir rufen an, ich weiß die Telefonnummer.“

Kawir-Abadi fragte verwundert: „Habt Ihr denn ein Telefon?“

Der alte Mann sagte: „Nein, aber am Anfang dieser Gasse ist ein Telefon.“

Kawir-Abadi stimmte zu und wartete, damit der alte Mann sich Kleider und Schuhe anziehen konnte.

Ein paar Minuten später gingen sie raus, aber der alte Mann, der in seiner Geistesabwesenheit und Verwirrung die Schuhe vergessen hatte, ging noch immer barfuß. Er überschüttete Kawir-Abadi mit Fragen, die dieser knapp beantwortete, bis sie die Telefonzelle erreichten. Sie zwängten sich zu zweit hinein, der alte Mann wählte und ließ es mehrmals läuten. Aber keiner hob ab. Sie blickten sich ratlos an, während sie das Telefon weiterklingeln ließen. Die beiden waren gerade zum Entschluß gekommen, dorthin zu gehen, denn die Adresse hätten sie ja, als jemand den Hörer abnahm. Es war Aschias Tante.

Der alte Mann fragte sie, wie es ihr gehe, und sagte dann mit ganz normaler Stimme, daß er Aschia sprechen wolle, er habe ihm was Dringendes zu sagen.

Aschia war im Bett und mußte erst geweckt werden. Es

dauerte vielleicht zwei Minuten, dann war seine Stimme zu hören. Er grüßte. Als hätte er den größten Triumph seines Lebens errungen, sagte Kawir-Abadi zu seinem Sohn: „Na, das ist ja ein Riesenglück, daß ich dich aufgetrieben habe. Bleib bitte da, wo du bist. Du mußt dich mit deinem Rückenleiden in acht nehmen und darfst das Haus nicht verlassen, bis ich für dich einen Arzt geholt habe.“ Aschia hatte verstanden, willigte ein und das Gespräch war beendet.

Kawir-Abadi begleitete den alten Mann zurück zu dessen Haus, verabschiedete sich vor der Haustür und ging den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Als er wieder ins Taxi eingestiegen war, sagte er: „Es ist alles gut gelaufen.“ Er wollte gerade schildern, wie er Aschia gefunden und was er ihm gesagt habe, als zwei Frauen aus dem Krankenhaus kamen und aufs Taxi zgingen. Die eine war krank, die andere begleitete sie. Sie baten den Fahrer, sie dringend zu einem großen Krankenhaus zu bringen. Kawir-Abadis Bruder stieg aus, um der Kranken dabei zu helfen, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Die Begleiterin setzte sich neben sie, und sie fuhren los. Vor dem Krankenhaus stiegen die beiden wieder aus, und Kawir-Abadis Bruder, der ganz glücklich war, daß Aschia noch erreicht werden konnte, nahm von ihnen kein Geld an.

Nun fuhren die beiden Brüder wieder heim.

Als sie den Vorgarten betraten, saßen noch alle im Gästezimmer und unterhielten sich. Die Kleinsten schliefen in den Armen ihrer Mütter. Ungeduldig wurden die beiden mit Fragen überschüttet. Sie wollten wissen, ob Aschia informiert war, ob er sich bewußt war, in was für einer großen Gefahr er schwebte. Kawir-Abadi bat erst mal um Ruhe und Geduld und fing dann an: „Keine Sorge, wir haben Aschia aufgetrieben. Er ist jetzt an einem sicheren Ort und schläft inzwischen wahrscheinlich wieder.“

Dann berichtete Kawir-Abadi, was alles geschehen war, und nach und nach breitete sich ein Ausdruck der Freude und Zufriedenheit auf ihren Gesichtern aus. So wandte sich das Gespräch wieder den Pasdaran und dem Verhörbeamten zu, jeder brachte ins Gespräch ein, was er selber gehört hatte. Manche imitierten dabei die Stimme des Kommandanten oder des Ermittlers und verulkten sie so, daß alle lachen mußten.

Kawe, der in Isfahan Physik studierte, meinte zu seinem Vater, Kawir-Abadi: „Übrigens, stell dir vor, was passiert wäre, wenn die doch runter gekommen wären, um das ganze Haus zu durchsuchen! Dann wären Firuse und Farnas jetzt wahrscheinlich im Ewin-Gefängnis und würden gefoltert.“ Firuse und Farnas waren Schwestern und waren in der Schülerbewegung einer Organisation tätig, die gegen Khomeini und gegen die islamische Republik kämpfte. Weil eine ihrer Mitstreiterinnen verhaftet worden war, hatten die beiden in Kawir-Abadis Haus Zuflucht gesucht. Sie lebten dort schon einen Monat im Versteck und gehörten schon fast zur Familie.

Als Firuse Kawes Bemerkung hörte, sagte sie: „Mein lieber Kawe, deine Lage ist auch nicht besser als die unsrige. Es stimmt zwar, daß du in deinem Haus, das heißt in dem deines Vaters lebst, aber du bist doch auch nur hierher gekommen, um unterzutauchen, und bist wie wir auf der Flucht vor den Pasdaran. Wenn die runtergekommen wären, hätten die auch dich zur Rede gestellt, wer weiß, ob sie dann nicht dich statt Aschia mitgenommen hätten.“

Kawe lachte: „Du hast schon recht. Ich habe ein Riesenschwein gehabt. Als die Pasdaran die physikalische Fakultät stürmten, hat mich ein Zufall gerettet. Am Nachmittag desselben Tages hatte nämlich der Studentenausschuß der Hochschule in einem der Unterrichtsräume der Fakultät eine Sitzung. Wir dachten, daß wir

sehr vorsichtig gewesen seien, damit niemand davon erführe, besonders nicht die Hesbollahis. Aber weil ich an diesem Tag einen Anruf nach Teheran zu erledigen hatte und deshalb zum Postamt gehen mußte, kam ich eine halbe Stunde zu spät zur Uni. Direkt vor dem Eingang sah ich einen Mitstudenten, der hastig herauskam und mir zurief, sobald er mich erblickte: „Kawe, kehr um, bevor sie dich verhaften, flieh!“

So schloß ich mich ihm an und wir machten, daß wir wegkamen.

Mein Mitstudent informierte mich darüber, wie die Pasdaran die Fakultät und die Sitzung der Studenten gestürmt hätten. Wir nahmen dann ein Taxi und fuhren zum Studentenwohnheim. Wir packten alles, was uns lieb und wert war, und vernichteten, was zu vernichten war. Wir packten unseren Koffer, stiegen in ein Privattaxi ein und baten den Fahrer, gleich loszufahren; wir würden ihm den Preis für die leeren Plätze mitbezahlen. So flohen wir aus Isfahan.

Zum Glück hatte ich mir vorher schon ein paar Gedanken gemacht und damit gerechnet, daß Khomeini früher oder später zum Angriff übergehen würde. Deshalb hatte ich nirgends die Anschrift meines Vaters angegeben. Wer weiß, wie es jetzt um mich stände, wenn ich das nicht getan hätte.

Und jetzt habe ich mich auch nur retten können, weil Vater die Pasdaran so um den Finger gewickelt hat, daß sie auf eine Hausdurchsuchung verzichtet haben.“

Allmählich wechselten die Gespräche von ernsten Themen über zu Witzen über die Mullas, über die Pasdaran und über Khomeini. Das ging wohl eine halbe Stunde so, bis Kawir-Abadi wieder das Wort ergriff und zu sprechen anfing:

„Schau mal, Kawe, du bist genauso wie dein Bruder in einer Organisation, die gegen das Regime aktiv ist.

Firuse und Farnas das gleiche, nur halt bei einer anderen Organisation, deine Schwester ist bei noch einer anderen Gruppe, und dann kommen noch deine Onkels und ich selbst dazu, die wieder woanders mitmachen. So gesehen ist unser Haus ein Verein von Vereinen, die gegen das Khomeini-Regime arbeiten. Wenn einer von uns hier Probleme bekommt, kann das verheerende Folgen haben. Wir sollten deshalb unseren „Verein“ ein bißchen besser hüten. Telefonische Verabredungen und Treffen müssen außer Haus stattfinden, die Sicherheitsregeln, die bis jetzt galten, müssen noch strikter beachtet werden.“

Kawe sagte: „Richtig, wir dürfen Khomeini und die Pasdaran nicht unterschätzen, die Zeiten sind schlecht geworden, viele Lehrer, Studenten und Schüler sind auf der Flucht, jeder hat bei jemand anders Unterschlupf gefunden, viele sind aus Angst vor der Verhaftung bei Verwandten zu Gast, einige sind umgezogen, einige haben sogar die Stadt gewechselt, das einzig Gute ist, daß Khomeini und seine Pasdaran die Lage noch nicht richtig im Griff haben. Aber wenn es so weiter geht, sammeln die Erfahrung, und für den Tag müssen wir uns wappnen.“

Inzwischen war der Tag angebrochen, und alle halfen mit, das Frühstück zuzubereiten.

Kawir-Abadi hatte ein paar Straßenzüge weiter Verwandte, die zuverlässig waren und eine große Familie hatten. Im dritten Stock ihres Hauses war eine Art Speicher, in dem die verschiedensten Dinge lagerten .

Kawir-Abadi besprach sich mit diesen Verwandten und räumte mit ihrer Hilfe den Speicher auf, so daß daraus ein wohnlicher Raum wurde. Zu einem günstigen Zeitpunkt wurde Aschia in dieses Haus gebracht, wo er oben im Speicher Platz fand. Ein Sohn der Gastgeber, der etwa in Aschias Alter war, sollte ihm immer die nötigen Bücher und Zeitungen bringen, denn Aschia durfte weder in den Vorgarten gehen noch das Haus verlassen.

Die Staatsanwaltschaft von Ewin rief zu Anfang ständig, später ein- zweimal pro Woche bei Kawir-Abadi an und fragte wegen Aschia nach, aber niemand im Haus konnte ihnen Auskunft geben.

Manchmal bog auch ein Streifenwagen, ein unbekanntes Fahrzeug oder ein verdächtiger Fremder in die Gasse ein, drehte seine Runde, wartete eine Stunde an der Einfahrt, um die Lage zu inspizieren, und verschwand wieder. Die Familienangehörigen hatten sich schon längst an die Telefonanrufe, an die verdächtigen Fahrzeuge und Personen gewöhnt und lebten ganz normal weiter, beruhigt, daß Aschia ein paar Straßen weiter in Sicherheit lebte.

Eine Zeitlang ging das ja, aber längerfristig war das keine Lösung. Aschia konnte die Schule nicht weiter besuchen, dabei stand er direkt vor dem Abitur, und nun konnte er an den Abschlußprüfungen nicht teilnehmen. Er konnte auch nicht auf Arbeitssuche gehen und arbeiten, und die soziale Lage im Land verschlechterte sich von Tag zu Tag, so daß Kawir-Abadi nach einem Ausweg suchte.

Obwohl Aschia sein Versteck nicht verlassen durfte, kam es eines Tags zu Kawir-Abadis Ohren, daß Aschia das Haus trotzdem verlassen habe und nach ein paar Stunden zurückgekehrt sei.

Sobald es dunkel geworden war, suchte Kawir-Abadi Aschia in seinem Versteck auf und hielt ihm eine Gardinenpredigt:

„Na, mein Sohn, wohl lebensmüde geworden? Du kennst diese Regierung doch gut genug, oder? Dann hast du doch bestimmt gehört, daß auf Khomeinis Geheiß jeden Tag Hunderte von Jugendlichen hingerichtet werden.“

Aschia, der alle Angst verloren zu haben schien, erwiderte:

„Es bringt nichts, wenn ich die ganze Zeit zu Hause

bleibe. Ich muß mit meinen Freunden, meinen politischen Mitstreitern wieder Kontakt bekommen, Bekannte finden, die mir helfen, aus dem Iran zu fliehen.“

Alle Einwände des Vaters waren fruchtlos, und schließlich konnte er Aschia ja auch nicht ans Haus fesseln. Er konnte ihm nur eindringlich nahelegen, die nötige Vorsicht walten zu lassen.

So verließ Aschia immer öfter das Haus, bis er sich schließlich täglich unter das Volk mischte, seine Freunde fand, die gleichfalls auf der Flucht waren, Zeitungen bekam und weitergab und die neuesten Nachrichten austauschte.

Aschia wurde immer verwegener; er verließ sein Versteck sogar nachts, um Parolen zu schreiben und Flugblätter zu verteilen. Kawir-Abadi hatte deshalb vor Sorge nachts keinen ruhigen Schlaf mehr.

Eines Tages ließ Aschia seinem Vater die Nachricht zukommen, daß er sofort zu ihm kommen solle.

Als Kawir-Abadi bei ihm erschien, sah er seinen Sohn ganz munter und vergnügt, so daß er ihn fragte: „Was ist denn los? Du scheinst ja in bester Stimmung.“

Darauf Aschia: „Ich habe die Adresse von einem gewissen Sadeq bekommen. Das ist ein zuverlässiger Mensch, der kann mich nach Pakistan bringen.“

Kawir-Abadi fragte: „Du hast doch diesen Mann noch nie gesehen und noch nie mit ihm zu tun gehabt, wie kannst du da wissen, daß man ihm vertrauen kann?“

Aschia sagte: „Meine Freunde kennen ihn gut. Er hat es auch schon in ein paar Fällen geschafft, Leute auf die andere Seite der Grenze zu bringen. Ich habe keinen Zweifel an seiner Zuverlässigkeit, aber aus Vorsicht möchte ich nicht direkt Kontakt mit ihm aufnehmen, es wäre besser, wenn du das tun könntest.“

Kawir-Abadi ließ sich Sadeqs Adresse geben und versprach, ihn noch am gleichen Tag zu besuchen.

Als es dämmerte, begab sich Kawir-Abadi in eines jener Viertel am Rande Teherans, wo die Häuser mit Plastik, Wellblech oder Strohmatte gedeckt waren, dazwischen auch einige bessere Häuser, die halb aus Ziegeln, halb aus Plastik fabriziert worden waren.

Von Straßen und Gassen konnte hier keine Rede sein, und vor den Häusern spielten Kinder auf dem staubigen, schmutzigen Boden.

Kawir-Abadi traute sich erst nicht zu fragen, aber nachdem er zehn Minuten zwischen den Wellblech-, Plastik- und Strohmattehöfen herumgelaufen war, fragte er die Kinder nach der Bäckerei. Sie zeigten ihm den Weg. Die Bäckerei war das einzige, ganz aus Ziegeln erbaute Haus im Viertel. Kawir-Abadi ging daran vorbei und fragte ein paar vor einem Haus im Staub spielende Kinder nach einem Herrn Sadeq. Die Kinder brachen mitten im Spiel ab und starrten Kawir-Abadi an, ohne eine Antwort zu geben. Von der anderen Seite einer Wellblechwand ertönte die Frage: „Bitte sehr, suchen Sie jemanden?“

Kawir-Abadi drehte sich in die Richtung, aus der die Stimme kam, und erblickte einen jungen Mann. Er grüßte ihn und sagte: „Ja, Herrn Sadeq.“ Der junge Mann antwortete: „Das bin ich selbst, treten Sie ein!“

Kawir-Abadi betrat zuerst einen Vorhof, der von einer Wellblechwand umgrenzt war, und ging anschließend ins Haus. Sadeq wies ihm den Ehrenplatz zu, und Kawir-Abadi setzte sich. Der Raum war mit abgewetzten Teppichen bedeckt, in einer Ecke waren einige Decken übereinander geschichtet, die auch schon bessere Tage gesehen hatten, in einer anderen Ecke stand ein halb aus den Fugen gehender Schrank. Nahe zum Eingang, wo ein paar Töpfe und Eßgeschirr standen, war eine Kochgelegenheit. Die Unterhaltung hatte das Stadium des Austauschs von Höflichkeiten noch nicht überschritten, als die Kinder reinkamen, Jungen und Mädchen, sechs an der

Zahl. Einige setzten sich, die Jüngsten kletterten an Sadeq und seiner Frau hoch.

Sadeq gab seiner Frau ein Zeichen, sie solle Tee kochen, dann wandte er sich Kawir-Abadi zu und fragte: „Was kann ich für Sie tun?“

Kawir-Abadi wollte es nicht ganz einleuchten, daß Sadeq überhaupt etwas für ihn tun konnte, weshalb er begann, sich nach seiner Arbeit und seinem Beruf zu erkundigen und ihn indirekt auszufragen.

Sadeq schien gemerkt zu haben, daß Kawir-Abadi ihm nicht traute, und erklärte: „Ein Bekannter von mir hat mir heute gesagt, ich solle am Abend zu Hause bleiben, er werde einen Freund zu mir schicken. Haben Sie vielleicht jemanden, den Sie rüberschicken wollen?“

Kawir-Abadi sagte: „Später vielleicht.“

Nun begann Sadeq aufzuzählen, welche Freunde und Bekannte er in welchen Positionen hatte und auf welche Weise sie ihm halfen, um deutlich zu machen, wieviel Macht und Einfluß er besaß.

So erzählte er: „Der Leiter des ‘Komitees’ – also der Polizei – an diesem Ort, Hadsch Agha Hossein, ist ein Cousin von mir. Und dieser Hadsch Agha wohnte gerade rechts neben mir, in dem Wellblechhaus da. Hadsch Agha Hossein fürchtet sich vor nichts. Immer machte er bei den Demonstrationen gegen den Schah mit, mehrfach wurde er dabei verhaftet. Die Leute vom Sawak, dem Geheimdienst des Schahs, haben ihn damals brutal ausgepeitscht und ihn sogar einige Wochen im Gefängnis behalten, aber das alles hat nichts genutzt. Sobald der Schah geflohen war, wurde er der Anführer der Jungs in unserem Viertel. Noch vor ein paar Jahren hat man ihn hier Hossein Kuri genannt, den häßlichen Hossein, weil das eine Auge so komisch aussieht. Aber als er dann der Anführer der Jugendlichen im Viertel wurde und sie immer zu den Demonstrationen mitnahm, traute sich keiner mehr, ihn

Hossein Kuri zu nennen. Nun riefen sie ihn Hossein Agha. Und als dann Imam Khomeini kam und er es schaffte, sogar einmal vom Imam empfangen zu werden, da hieß er nur noch Hadsch Agha Hossein, so wie einer, der von der Pilgerfahrt aus Mekka zurückgekehrt ist. Er ist wirklich sehr schlau. Als der Imam kam, hat er von einem Angehörigen des Imam eine Kalaschnikow geschenkt bekommen und bei uns im Viertel die Hilfs-polizei – das Komitee – gegründet, und er selbst wurde der Leiter des Komitees. Nun, und für einen Polizeichef geht es ja wirklich nicht an, in einem Slumviertel zu wohnen. Deshalb hat er in Qolhak ein Haus konfisziert, und was für ein Haus, eher sollte man es einen Palast nennen, es liegt mitten in einem Garten voll Blumen und Zypressen, ein Haus, was sage ich, ein Paradies ist es, man wird ganz benommen, wenn man es betritt.

Und die Brüder meiner Frau, Abbas und Ghasanfar, sind jetzt beide Pasdar – Revolutionswächter – in Dschamaran. Auch sie haben früher in diesem Wellblechviertel gelebt, aber jetzt hat jeder von ihnen ganz in der Nähe von Dschamaran ein Haus beschlagnahmt, und auch das sind richtige Villen. Als der Imam kam, haben viele aus unserem Viertel, viele von unseren Freunden und Bekannten es zu was gebracht und müssen nicht mehr darben.“

Kawir-Abadi fragte: „Und warum haben Sie dann nicht auch für sich gesorgt, warum sind Sie nicht Pasdar geworden?“

Sadeq antwortete: „Wegen meinem Vater. Mein Vater war von Anfang an gegen die Mullas und gegen Khomeini. Er war der Ansicht, daß das einzige, worauf die Mullas sich verstehen, die Kunst ist, die Menschen zum Weinen zu bringen, sie können nur kaputt machen und die Welt ruinieren. Mein Vater sagt immer: ‘Wir, die Menschen vom Rande der Stadt, sind wie ein Knüppel, ein Knüppel, den Khomeini und seine Kumpanen in die

Hand genommen haben, um jeden damit niederzuschlagen, der ihnen im Weg steht. Was ist das für ein Leben, den 'Knüppel aus dem Sack' zu spielen? Was ist das für ein Brot, das wir zu essen bekommen, wenn wir diese Rolle spielen?'

Und ich“ – so fuhr Sadeq fort – „will das meinem Vater auch nicht antun. Deshalb bin ich nicht unter die Pasdaran gegangen. Und meine Frau ist von ihren Brüdern auch nicht sehr begeistert. Sie sagt: Lieber lebe ich hier im Slum, statt meine Hände nach fremdem Gut auszustrecken und andere Frauen, andere Kinder obdachlos zu machen.

Kawir-Abadi spürte, daß Sadeqs Worte kein leeres Geschwätz waren, daß er trotz aller Armut und der vielen Kinder nicht bereit gewesen war, „Knüppel“ zu sein.

Dieses Gefühl gab ihm dann den Mut, die eigentliche Frage anzuschneiden, weswegen er hergekommen war, und so fragte er:

„Herr Sadeq, Sie wissen doch, wie schwer es ist, ein Visum für Europa zu bekommen. Haben Sie einen Bekannten, der ein Visum für England besorgen könnte?“

Sadeq sagte: „Nein, das ist mir nicht möglich. Wir bringen die Reisenden nur ohne Paß und Visum nach Pakistan. Dort haben wir Bekannte, die die Reisenden mit falschem Paß und Visum nach Europa weiterschicken, in das Land, das sie sich wünschen. Nur der Preis ist verschieden. Sogar nach Amerika und nach Kanada geht es. Aber das kostet natürlich auch eine Menge.“

Im weiteren Verlauf des Gesprächs erzählte Kawir-Abadi, daß sein Sohn in England studieren wolle, ohne daß er auf die Schwierigkeiten und Gefahren einging, in denen sein Sohn schwebte. Er sagte nur, daß sein Sohn deshalb ausreisen wolle. Nun sprach Sadeq direkter über die Art der Ausreise nach Pakistan, über die Kosten der Reise bis nach Pakistan und von dort nach England.

Er fügte hinzu, daß er den größeren Teil des Geldes erst in Empfang nehmen werde, wenn der Reisende in Pakistan angekommen sei.

So wurden sie schließlich geschäftseinig und vereinbarten das weitere Vorgehen.

Eine finstere, undurchdringliche Nacht hatte sich über die Wellblech-, Stroh- und Plastikdächer der Außenbezirke gelegt, als Kawir-Abadi sich von Sadeq und seiner Familie verabschiedete und das Häuschen verließ.

Während Kawir-Abadi an den ärmlichen Hütten vorbeikam, mußte er an die Menschen denken, die früher, in ihrem Dorf auf dem Land oder in einer kleinen Stadt ein Haus und Land besessen und ihre Arbeit gehabt hatten, dann wegen der Unterdrückung und der Mechanisierung vom Land geflüchtet und am Rande Teherans und anderer Großstädte Zuflucht gefunden hatten. Er dachte auch an die Menschen, die ihre eigenen Wurzeln ausgerissen hatten, um am Leben zu bleiben, und hier nach einem Plätzchen suchten, um wieder Wurzeln zu schlagen. Er dachte an die vielen Viertel am Rande der Stadt, in denen es von Menschen aller Rassen und Nationen, aller Sprachen und Volksgruppen nur so wimmelte.

Er dachte an die Tage, als Khomeini noch in Paris war und den Bewohnern der Hütten Hoffnung machte, an die Tage, als Millionen von Menschen zu Demonstrationen gingen, als aus den Armenvierteln Frauen und Kinder, Greise und Säuglinge, Jugendliche und Menschen mittleren Alters, Gesunde und Kranke in Scharen auf die Straßen strömten und ihre Wünsche herausschrien, in der Hoffnung, von diesen Stätten der Verdammung, von der Arbeitslosigkeit, von der Krankheit, von Hunger und Armut befreit zu werden.

Kawir-Abadi war so tief in diese Gedanken versunken, daß er gar nicht merkte, wann und wie er am Platz der Revolution ankam. Innerlich schimpfte er auf sich, daß

er nicht darauf geachtet hatte, ob er verfolgt wurde oder nicht. So durchquerte er eine Gasse um die andere, bis er sicher war, daß niemand hinter ihm her war. Dann stieg er in einen Bus und fuhr direkt nach Hause. Er berichtete der Familie, wie es gelaufen war, dann machte er sich auf den Weg zum Versteck seines Sohns.

Als Aschia von seinem Vater hörte, worüber sie gesprochen und was sie abgemacht hatten, wurde er ganz fröhlich, es schien als wüchsen ihm Flügel. Er sprach nun ganz gelöst über seine Pläne und Vorstellungen für die Zukunft, und wenn man ihn sprechen hörte, konnte man meinen, er sitze schon in einem Hotelzimmer in Karatschi, während Khomeini und seine Pasdaran irgendwo vergebens auf ihn lauerten. Und weiter vergingen die Tage, und die Nächte lagen schwer und pechschwarz über Teheran. Gemäß den Abmachungen mit Herrn Sadeq brach Aschia in der Woche darauf nach Sahedan auf, um von dort mit dessen Hilfe nach Pakistan zu kommen.

Kawir-Abadis Familie, die Aschia einen gewissen Geldbetrag, ein paar goldene Ringe und einige wertvolle Halsketten mit auf den Weg gegeben hatte, fühlte sich in dieser Hinsicht beruhigt – damit würde Aschia die finanziellen Probleme lösen können. Die Sorge, daß etwas Unvorhergesehenes passieren könnte, blieb jedoch. Nachdem zwei Tage verstrichen waren, warteten sie jeden Moment auf seinen Anruf, hofften, daß seine Stimme vom anderen Ende der Leitung erklingen würde. Jedesmal, wenn das Telefon läutete, kamen die Bewohner aller drei Stockwerke im Gästezimmer zusammen, wo am meisten Platz war, vielleicht war es ja die Nachricht von Aschias Rettung. Acht Tage waren schon vergangen, seit Aschia aufgebrochen war, in der ganzen Familie herrschte Alarmstimmung, als schließlich ein Verwandter die Nachricht brachte, daß Aschia wieder in seinem alten Versteck sei.

Kawir-Abadi ging noch am gleichen Tag zu Aschia. Völlig fassungslos schaute er seinen Sohn an, der einen niedergeschlagenen Eindruck machte. Kawir-Abadi dachte, daß Aschia das Geld und das Gold verloren oder ausgegeben hätte oder von Herrn Sadeq reingelegt worden wäre.

Um Aschia aus seiner Niedergeschlagenheit zu helfen, meinte er:

„Macht nichts, mein Bester, durch Reisen sammelt man Erfahrung, das Geld kriegen wir schon wieder zusammen, wir müssen uns eben weiter nach einem zuverlässigen Fluchthelfer umschauchen.“

Da holte Aschia aus seiner Tasche das Geld, die Ringe und Halsketten hervor, legte sie auf das Tischchen, auf dem auch ein kleines Transistorradio stand, und sagte: „Dem Fluchthelfer traue ich nach wie vor, Herr Sadeq hat eine ganze Reihe von Aktiven auf die andere Seite gebracht, die sind jetzt in Karatschi. Ich habe selbst von Sahedan aus mit Herrn Sadeqs Hilfe in Pakistan angerufen und mit einem Freund gesprochen, der dort in einem Hotel untergebracht war. Der Freund sagte mir, ich könne Sadeq vertrauen und brauchte keine Angst zu haben.“

Darauf fragte Kawir-Abadi: „Und wieso bist du dann nicht gegangen? Wieso bist du umgekehrt?“

Aschia erwiderte: „Wegen Hassan Qoli, als ich gesehen habe, was der anstellt, bin ich abgehauen.“

Kawir-Abadi fragte: „Warst du denn mit Hassan Qoli zusammen?“

„Ja, wir waren zusammen“, war Aschias Antwort.

„War Hassan Qoli denn auch politisch?“

„Ja, er sagt, er sei politisch.“

„Wird Hassan Qoli denn auch verfolgt?“

„Ja, er sagt, daß sein Leben in Gefahr sei, und wenn er gefaßt wird, richten sie ihn hin.“

„Also, wenn man den Hassan Qoli so anschaut, käme

man nicht auf die Idee, daß er etwas mit politischen Aktivitäten zu tun haben könnte, und dann auch noch in einer Organisation, die gegen Khomeini und gegen die islamische Republik aktiv ist.“

„Nun ja, Hassan Qoli ist ein Opportunist, aber gerade das hat ihn jetzt zu Fall gebracht.“

„Wie das?“

Aschia begann zu berichten: „Hassan Qoli lebte im gleichen Stadtteil wie mein Großvater und meine Tanten. Meine jüngere Tante studierte an der Universität, und weil sie so attraktiv aussah, entspann sich zwischen den Jugendlichen des Viertels ein regelrechter Wettkampf um ihre Hand. Hassan Qoli dachte, wenn er im Fußball berühmt werden könnte, ginge ihm meine Tante vielleicht ins Netz. Aber damit kam er nicht an. Inzwischen war das alte Regime am Zusammenbrechen, es war die Zeit der Demonstrationen und unverdeckter politischer Aktivitäten. Und weil mein Opa und meine Tante politische Menschen waren, versuchte Hassan Qoli es auf diese Tour. Binnen kurzem war er voll in politische Aktivitäten eingespannt, und da damals die Organisationen jedermann offen standen, konnte sich Hassan Qoli bald als aktives Mitglied einer derselben präsentieren und Zugang zu den Herzen meines Onkels und meiner Tante finden. Endlich konnten sie Hochzeit halten. Meine Tante war Lehrerin, sie hatte Mathematik und Informatik studiert, während Hassan Qoli das Abitur gerade so mit Ach und Krach geschafft hatte. Nun, irgendwie mußte er meiner Tante ja zeigen, daß er ihr überlegen war, und so stieg er so tief in die politischen Aktivitäten ein, daß er in der Hierarchie seiner Organisation aufstieg und politischer Leiter meiner Tante wurde. Aber genau das machte ihm zu schaffen, als die Lage im Land allgemein schwerer wurde. Die Pasdaran waren ihnen schon auf den Fersen, da beide im Viertel bekannt waren. Hassan Qoli hatte

sich, ganz darauf versessen, meine Tante zu bekommen, ins Gefecht gestürzt, und jeder im Viertel wußte, bei welcher Organisation er arbeitete. Nach seinen eigenen Worten waren die Pasdaran bei ihm zu Hause erschienen, um ihn zu verhaften, aber er war gerade nicht da.“

Kawir-Abadi fragte: „Hat Hassan Qoli denn irgendwas angestellt?“

Aschia antwortete: „Als wir in Sahedan ankamen, mieteten wir uns in einem Hotel ein, Hassan Qoli und ich in einem Zimmer, Herr Sadeq und Mahdi in einem anderen Zimmer. Ich verließ das Hotel nur selten. Aber Herr Sadeq war die meiste Zeit des Tages draußen, um alles zu organisieren. Nach zwei Tagen wollte Hassan Qoli unbedingt, daß Mahdi und ich mit ihm auch rausgingen, aber ich weigerte mich.

Auch am dritten Tag versuchten Hassan Qoli und Mahdi, mich zum Mitgehen zu bewegen, aber ich blieb im Hotel. Ich setzte Herrn Sadeq am Abend davon in Kenntnis und sagte ihm, daß es gefährlich sein könne, das Hotel zu verlassen. Herr Sadeq ermahnte sie und sagte, es sei noch vertretbar, wenn sie ein oder zwei Stunden rausgingen, bei entsprechender Vorsicht natürlich, aber mehr als zwei Stunden sei nicht in Ordnung.

Aber auch am vierten Tag schenkten Hassan Qoli und Mahdi den Warnungen von Herrn Sadeq keine Beachtung und gingen, sobald er weg war. Als auch sie fort waren, bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich befürchtete, daß ihnen etwas zustoßen könne und wir alle verhaftet würden. Am Nachmittag kamen Hassan Qoli und Mahdi zurück, und sobald ich sie erblickte, protestierte ich:

„Mit eurer Unvorsichtigkeit liefert ihr auch mich dem Henker aus.“

Da machte sich Hassan Qoli über meine Worte lustig: „Einen solchen Angsthasen habe ich mein Leben noch nicht gesehen.“

Was haben wir denn getan? Wir waren ein paar Stunden spazieren, haben ein bißchen Opium geraucht und sind gesund und munter zurückgekehrt.“

Ich sagte: „Es ist keine Schande, sich vor der Verhaftung zu fürchten. Denn diese Angst schützt andere vor der Verhaftung. Ja, ich habe Angst, und es hat auch nichts mit Mut zu tun, die verrücktesten Dinge zu machen, verhaftet zu werden und dann die Folter nicht mehr auszuhalten und seine Freunde zu verraten.“

Da unterbrach mich Hossein Qoli, der mit einem Griff in die Hosentasche ein kleines Schächtelchen herausholte, es öffnete und mir zeigte. Tatsächlich, es war Opium. Ich konnte es nicht glauben. Als Hassan Qoli erzählte, sie hätten ein bißchen Opium geraucht, hatte ich das für einen schlechten Witz gehalten, aber als ich das Opium vor mir sah, konnte ich mich nicht mehr beherrschen und fuhr Hassan Qoli an: „Na herrlich, du bist mir ja der Rechte. Da markierst du den politisch Aktiven, behauptest, dein Leben sei in Gefahr, behauptest, du würdest gegen die Islamische Republik kämpfen, und nun? Heißt dein Kampf gegen Khomeini für dich, Opium zu rauchen? Kämpfst du mit der Opiumpfeife gegen die Islamische Republik?“

Hossein Qoli gab kaltschnäuzig und ganz gelassen zur Antwort:

„Ich muß sogar Opium rauchen, ich muß sogar ein wenig Opium bei mir haben, besonders dann, wenn wir die Grenze überqueren. Denn wenn sie uns dann verhaften, kann ich glaubhaft versichern, daß ich opiumsüchtig bin, und sie werden nie Verdacht schöpfen, daß ich politisch sein könnte.“

Hassan Qolis Methode war für mich erstmal ein Schock und ließ in mir starke Zweifel an ihm aufkommen. Leider billigte auch Mahdi, der angeblich zur gleichen Organisation wie Hassan Qoli gehörte, das Opi-

umrauchen. Ich machte dann den Vorschlag, daß sie wenigstens Herrn Sadeq Bescheid geben sollten, damit er nicht aus allen Wolken falle, wenn was passieren sollte, und damit er auch wußte, daß ich nicht so einer bin, der Opium raucht oder mit sich herumträgt.

Hassan Qoli und Mahdi waren beide dagegen, sie waren der Ansicht, daß es sich um eine private, vertrauliche Angelegenheit handle, und daß es keinen Grund gebe, Sadeq zu informieren. Vor allem, weil er es mit der Angst zu tun kriegen könnte und dann vielleicht nicht mehr bei der Flucht über die Grenze helfen würde.

Darauf meinte ich: „Dann ist es besser, ich mache auf eigene Rechnung weiter. Wenn ihr hier jeden Tag rausgeht, um dem Opiumrauchen zu frönen, kann ich nicht mehr mit euch zusammen reisen und muß mir ein anderes Zimmer suchen.“

Noch bevor Herr Sadeq zurückgekehrt war, hatte ich bei der Hoteldirektion um ein anderes Zimmer – ein Einzelzimmer – gebeten und war in das neue Zimmer umgezogen. Als Sadeq am Abend zurückkehrte, wollte er den Grund wissen. Ich erklärte ihm, daß Hassan Qoli nachts so laut schnarche, daß ich nicht einschlafen könne. Sadeq glaubte mir und redete nicht weiter darüber.

Einen Tag nach meinem Umzug schienen Hassan Qoli und Mahdi schon gewaltige Fortschritte gemacht zu haben. Aus ihren Worten ging hervor, daß sie nun auch mit Opium handelten. Da Hassan Qoli immerhin mit meinen Freunden verwandt war, fühlte ich mich für ihn verantwortlich und ging in sein Zimmer, um ein ernstes Wörtchen mit ihm zu reden und ihn auf die Gefahren hinzuweisen. Aber er nahm mich wie üblich nicht für ganz voll, hielt mich für jung und unerfahren und zeigte mir dann eine Menge Geld. Das sei, so sagte er, sein Erlös aus dem Handel mit Opium. Er forderte mich auf, nicht

so ängstlich zu sein und bei ihnen mitzumachen. Um mein Vertrauen zu gewinnen, fügte er noch hinzu: „Glaub bloß nicht, daß ich einfach ins Blaue hinein etwas anfang, ich tue das auf Anweisung meiner Organisation. Als ich aus Teheran aufbrach, haben sie mir eine Adresse gegeben, die ich gleich bei der Ankunft in Sahedan aufsuchen sollte. Das tat ich auch. Die Organisation hat die Fäden fest in der Hand – irgendwo muß sie ja das Geld auftreiben, das die Aktivisten für die Flucht brauchen. Denn gerade die, die am meisten gefährdet sind, haben selbst kein Geld, um die Fluchthelfer zu bezahlen. Irgendwoher muß das Geld schließlich kommen. Und deshalb macht die Organisation so was und opfert ein paar ihrer Mitglieder, deren Leben dadurch dem Rauschgift und dem Schmuggeln verfällt. Auf der anderen Seite können so viele Menschen gerettet werden.“

Von Hassan Qolis halsbrecherischer Argumentation wurde mir ganz schwindlig, so daß ich schnell sein Zimmer verließ. Ich legte mich in meinem Zimmer aufs Bett und ließ noch mal alles im Geiste passieren, was ich mit den beiden erlebt hatte. Allmählich hatte ich den Eindruck, daß sie schon zu Beginn, gleich bei der Ankunft in Sahedan, zu jener Adresse ihrer Bekannten gegangen sein mußten und seitdem mit dem Opiumhandel beschäftigt waren. Beim weiteren Nachdenken fielen mir die ganzen verdächtigen Kontakte von Hassan Qoli in Teheran ein, die diversen Gerüchte, die über ihn im Umlauf waren, und ich kam zum Schluß, daß Hassan Qoli wohl auch schon dort in dieser Branche tätig war. Nun konnte ich die Angst, die mir beide einflößten, nicht mehr unterdrücken. Ich sagte mir: Selbst wenn ich den Pasdaran in die Hände falle und auf Khomeinis Befehl hingerichtet werde, ist das immer noch besser, als wenn ich in so etwas reingezogen werde und mit solchen Typen zu tun habe. So besorgte ich mir eine Fahrkarte nach Teheran,

beglich meine Hotelrechnung und fuhr ab, ohne Herrn Sadeq oder den beiden Bescheid zu geben.“

Als Kawir-Abadi die Erzählung seines Sohns gehört hatte, war er innerlich gespalten. Auf der einen Seite freute er sich, daß sein Sohn sich in die Drogengeschichte nicht hatte reinziehen lassen und seine Selbstachtung bewahrt hatte, auf der anderen Seite machte es ihm natürlich zu schaffen, daß sein Sohn sich wieder in seinem alten Unterschlupf verstecken mußte: Ohne Arbeit, ohne Studium, in ständiger Unsicherheit, was die Zukunft bringen würde, eine Zukunft voller Gefahren. Deshalb sagte Kawir-Abadi zu seinem Sohn: „Und was sollen wir jetzt tun? Jeden Tag wird es schlimmer und depressiver. Es ist nicht ratsam, weiter bei dieser Familie und in diesem Zimmer zu bleiben, zwei von ihnen werden ebenfalls von den Pasdaran verfolgt. Dieses Haus bietet dir keine Sicherheit mehr.“

Aschia sagte: „Es ist nicht schwer, ein sicheres Plätzchen zu finden, ich weiß selber eins, wo ich noch heute hingehen kann. Aber es ist nicht gut, wenn du dorthin gehst und mich dort besuchst.“

Kawir-Abadi entgegnete: „Unsere Treffen können wir ja auch bei jemand anderem aus der Verwandtschaft organisieren. Kawe und die anderen können uns auch dabei behilflich sein, miteinander in Kontakt zu bleiben.“

Und so verblieben sie auch. Aschia ging zu seinem neuen Versteck, und er bekam seinen Vater nur noch selten zu sehen, dafür aber öfter seinen Bruder Kawe, der ihn dort aufsuchte. Auf Aschias Wunsch sollte Kawir-Abadi Herrn Sadeq jede Woche einmal besuchen, damit er Aschia bei der Flucht helfe.

Kawir-Abadi hatte das Wellblechviertel schon ein paarmal aufgesucht, aber bis jetzt war Herr Sadeq noch nicht aus Sahedan zurückgekehrt.

Unterdessen verstrich die Zeit, und es geschahen

höchst beunruhigende Dinge. Laufend Verhaftungen, Hinrichtungen und Zusammenstöße auf den Straßen verbreiteten ein Klima der Angst. Gesetzlosigkeit und Chaos breiteten überall ihren Schatten aus. Jeder Pasdar, jedes Komitee, jeder Anhänger der Gottespartei, sei es ein noch so kleiner Pimpf, sei es ein gestandener Mann in seinem Alter, war sein eigenes Gesetz, sein eigener Richter, sein eigener Henker. Je näher er Khomeini stand, desto größer seine Macht.

Es war in den heißen Monaten, als Kawir-Abadi auf der Straße einem alten Kollegen begegnete, der vor Gesundheit nur so strotzte. Er fragte ihn: „Wie gehts? Was macht deine Familie? Was machst du so? Bestimmt haben sie dich auch entlassen.“

Der ehemalige Kollege antwortete: „Wenn sie mich nur entlassen hätten, dann hätte ich jetzt wenigstens meine Ruhe. Sie haben mich in die Verwaltung versetzt, und wenn ich mitansehe, was da abläuft, kommt mir das Weinen. Die Leute um Khomeini sind derart bekloppt, daß sie selbst Gebäude zu hassen scheinen.“

Kawir-Abadi schlug vor, in einen Park in der Nähe zu gehen und sich dort zu unterhalten. Sein Freund willigte ein, und sie gingen zum Park. Dort setzten sie sich auf eine leere Bank, und ihr Gespräch nahm seinen Lauf. Mittenrein fragte sein alter Kollege, was seine Kinder denn machten, wie weit sie mit ihrem Studium seien. Kawir-Abadi schien auf diese Frage nur gewartet zu haben und setzte seinen alten Mitarbeiter in aller Kürze ins Bild. Da zwischen ihnen Vertrauen herrschte, erklärte er Aschias Lage etwas ausführlicher.

Sein Freund meinte dazu: „Aschia steht mit diesem Problem nicht allein, heutzutage sind viele in der gleichen Lage. Viele leben auf der Flucht, jede Familie hat ein paar Töchter oder Söhne, die verhaftet wurden oder sich verstecken müssen. Laß dich deshalb nicht verrückt machen

und sag Aschia, er solle zu mir in die Verwaltung kommen, damit ich ihm die Teilnahme an der externen Prüfung im September ermöglichen kann. Als Kawir-Abadi diesen letzten Satz hörte, fragte er ganz erstaunt:

„Mein guter Freund, bist du dir bewußt, was du da vorschlägst? Das ist doch ein Spiel mit dem Feuer? Willst du Aschia den Pasdaran ans Messer liefern?“

Sein alter Kollege lachte und sagte: „Hab keine Angst, derzeit geht alles drunter und drüber. In diesem Chaos, in dem keine Gesetze herrschen, ist vieles möglich, wenn man nur weiß wie. Wenn die ganzen Hesbollahis, die oft nicht mal die Mittelschule abgeschlossen haben, sich Dokumente besorgen und an der externen Prüfung teilnehmen und mit vorgehaltener Waffe ihre Noten bekommen, wieso soll Aschia, der sich so angestrengt und gelernt hat, leer ausgehen? Und schließlich bin ich ja kein Neuling. Keine Angst, ich mach sowas nicht ins Blaue hinein. Wenn die Pasdaran jetzt überall sein Foto an die Wände geklebt hätten und alle Stellen aufgefordert hätten, ihn anzuzeigen, sobald sie ihn irgendwo zu Gesicht bekämen, dann bliebe Aschia tatsächlich nichts anderes übrig, als sich zu verkleiden und zu fliehen. Aber Aschia ist nicht der einzige. Mehr als zehntausend Schüler und Studenten sind untergetaucht. Solange das Chaos anhält, kann Aschia sein Abitur noch machen. Schick ihn zu mir und bloß keine Panik: Ich kenne da ein paar, mit deren Hilfe ist das alles zu machen.“

Kawir-Abadi leuchtete das ein, er spürte, daß es in dieser Lage kein Ding der Unmöglichkeit wäre, und so vereinbarte er mit seinem Freund, daß dieser Aschia helfen würde, sofern er selbst daran Interesse zeigte und keine Angst hatte.

Dann erhoben sie sich, und ins Gespräch vertieft gingen sie zum Ausgang des Parks, wo sie sich verabschiedeten.

Kawir-Abadi informierte zuerst Kawe, und auch ihm erschien es glaubhaft, daß Aschia in einer anderen Stadt an den externen Prüfungen teilnehmen könnte.

Als Kawe Aschia davon erzählte, fand dieser das Ganze zwar etwas abenteuerlich, war aber sofort dafür, und zwei Tage später ging er mit zwölf Fotos bewaffnet zur Schulbehörde, in der der ehemalige Kollege seines Vaters arbeitete. Dieser nahm die Fotos entgegen, erklärte Aschia, was weiter zu tun war, und sie machten aus, daß er nur noch einmal zu ihm kommen solle, wenn er die Einlaßkarte zur Teilnahme an den Prüfungen brauche.

Alles lief, ohne daß Aschia dabeisein mußte, und so nahm Aschia zum Ende der Sommerferien in einem Stadtteil im Süden Teherans an dieser abenteuerlichen externen Prüfung teil. Ein paar Wochen später brachte ihm sein Bruder die Nachricht, daß er die Prüfung bestanden habe. Aschia fühlte sich nun recht mutig, und so ging er eines Abends zu seiner Familie, ohne sich zu fürchten. Die Großeltern und die Kinder, alle drängten sich ins Gästezimmer, und Aschias jüngste Schwester kam die Treppe runtergerannt und schrie laut und fröhlich: „Papa, Mama, Aschia ist gekommen.“

Als Kawir-Abadi diese Schreie seiner Tochter hörte, wurde er ganz blaß. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und betrat ganz verängstigt das Gästezimmer. Der Anblick trieb ihm Tränen der Rührung in die Augen. Alle drängten sich um Aschia. Die Großen küßten ihn auf den Kopf, die Kleinen hielten ein Stück von seiner Kleidung fest, fast als stünden sie vor einem Heiligenschrein. Kawir-Abadi trat vor und schloß sich den anderen an: Er drückte Aschia einen Kuß auf die Augen und ging ganz in der Freude und dem Gelächter der Versammelten auf. Es war schon spät geworden, als Aschia mit Kawes Hilfe in sein Versteck zurückkehrte.

Von nun an tauchte Aschia – unter Berücksichtigung aller Vorsichtsmaßnahmen – immer wieder mal bei seiner Familie auf, um seine Besuche zu erneuern.

Aschia hielt es in seinem Versteck kaum noch aus, deshalb ging er nur noch zum Ausruhen und Schlafen dorthin. Tagsüber ging er zu seinen politischen Treffen und seinen anderen Verpflichtungen. Und sobald es dunkel wurde, war er wieder auf Achse, um Parolen an die Türen und Wände zu schreiben und Flugblätter und Zeitungen zu verteilen.

Kawir-Abadi versuchte immer wieder, Herrn Sadeq zu Hause anzutreffen, bis es ihm schließlich glückte. Aber da hatte Sadeq gerade am nächsten Tag in Sahedan zu tun, weshalb sie ihr Treffen auf zwei Wochen später verlegten. Als Kawir-Abadi zwei Wochen wieder dort erschien, teilte ihm Sadeqs Frau ganz niedergedrückt mit, daß Sadeq in Sahedan verhaftet worden und jetzt im Gefängnis sei.

Während Kawir-Abadi ihr sein Mitgefühl ausdrückte, fragte er sie: „Ihre Brüder in Dschamaran sind doch Pasdaran, können Sie die nicht um Hilfe bitten und so Herrn Sadeq aus dem Gefängnis holen?“

Sadeqs Frau sagte: „Seit einigen Tagen mache ich mich schon am frühen Morgen auf Achse und lasse meine Kinder allein zu Hause, um etwas für ihn zu erreichen. Bis jetzt haben sie mir zumindest versprochen, daß er in ein paar Tagen freigelassen wird, ob es stimmt oder gelogen ist, weiß ich nicht.“

Kawir-Abadi bot Sadeqs Frau alles Geld an, daß er in der Tasche hatte, und sagte zu ihr: „Sie haben Kinder, und es ist immer möglich, daß sich die Rückkehr ihres Mannes ein bißchen verzögert. Behalten Sie das Geld einstweilen, ich rechne dann später mit ihrem Mann ab.“

Sadeqs Frau wollte das Geld erst nicht annehmen, aber als Kawir-Abadi darauf bestand, willigte sie schließlich

ein. Als er das Haus von Sadeqs Familie verließ, dachte er noch bei sich, daß er sich jetzt wohl jemand anderen suchen müsse.

So machten sich Kawir-Abadi, Kawe und Aschia erneut auf die Suche nach einem Fluchthelfer.

Eines Nachmittags, als Aschia wieder sein Versteck verließ, um einen Freund zu besuchen, stieg er wie gewöhnlich in einen Bus ein, fuhr ein paar Stationen, stieg wieder aus und wollte dann mit einem Taxi weiterfahren. Wie er auf ein Taxi wartete, hielt gerade vor seiner Nase ein Militär-Jeep. Aschia hatte ausgespielt. „Jetzt ist es aus,“ dachte er, „Pasdaran, Verhaftung, Gefängnis, Hinrichtung.“ Er wußte nicht, was er tun sollte. Fliehen? Dableiben?

Die Tür des Jeeps öffnete sich. Es war nur einer drin, der am Lenker saß: Oberst Pakneschad. Es war der Vater eines Freundes und Klassenkameraden von Aschia. Seine Stimme riß Aschia aus seinen Gedanken: „Steig ein Aschia, ich bring dich überall hin, wo du willst.“

Aschia atmete auf, in sein Gesicht kehrte wieder Leben. Rasch stieg er ein, und jeder wollte wissen, wie es dem anderen gehe. Der Oberst erklärte: „Mehrsad habe ich Eurer Organisation jedenfalls noch entreißen können. Sobald er sein Abitur hatte, habe ich ihn zum Studium nach Amerika geschickt. Wenn er hier geblieben wäre, wer weiß, was ihm noch passiert wäre.“ Aschia freute sich riesig und meinte lachend: „Gut, Herr Oberst, dann könnten Sie mich ja gleich auch noch retten.“

Der Oberst erwiderte: „Naja, du hast ja gar nicht die Absicht zu fliehen, du willst doch viel lieber hierbleiben und dich mit dem Volk rumschlagen, das blind ist und taub dazu.“

Aschia fragte: „Wieso das Volk? Ich kämpfe doch nicht mit dem Volk.“

Darauf der Oberst: „Bis zu Khomeini und den ande-

ren hohen Tieren reichst du sowieso nicht. Die hetzen lieber die Hesbollahis und das uninformierte, taube und blinde Volk gegeneinander auf, Familie gegen Familie, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Sohn, der eine für Khomeini, der andere gegen ihn, so daß einer den anderen angreift und umbringt. Was willst du denn mit diesem ignoranten Volk anfangen? Das braucht alles seine Zeit, mein Liebster, eine Menge Zeit, vergiß das nicht, bis das Volk kapiert hat, daß Khomeini nur Lüge ist und Gaukelei.“

Darauf schilderte Aschia dem Obersten kurz seine mißliche Lage und berichtete, wie er sogar noch an der Abiturs-Prüfung teilnehmen und das Abitur machen konnte. Der Oberst, dem Aschias Mut imponierte, sagte darauf: „Seit neuem ist es auf den Behörden und auf den Straßen sehr wichtig geworden, eine Bescheinigung über die Freistellung vom Militärdienst bei sich zu haben. Ob auf den Behörden oder in den Fabriken, überall muß man jetzt eine Bescheinigung über die Ableistung oder die Befreiung vom Militärdienst vorlegen, wenn man etwas will. Auf den Straßen machen die Pasdaran Razzien gegen junge Männer, und wer so eine Bescheinigung nicht bei sich hat, wird auf der Stelle festgenommen und zur Kaserne gebracht. Ein paar Tage später muß er dann seinen Militärdienst antreten.“

Aschia entgegnete: „Ich bin sowieso auf der Flucht. Da kümmert mich der Militärdienst nicht.“

Worauf der Oberst meinte: „Und wenn sie dich plötzlich auf der Straße kontrollieren und sehen wollen, ob du vom Militärdienst befreit bist?“

„Dann, dann ist es wohl aus“, sagte Aschia kleinlaut.

Der Oberst fragte ihn: „Hast du denn keinen Arzt, der bestätigen würde, daß du krank bist oder sonst ein physisches Leiden hast?“

„Und wozu ist das gut?“ wollte Aschia wissen.

Der Oberst erklärte es ihm: „Wenn ein Arzt das bestätigt, kann ich für dich vielleicht eine Bescheinigung besorgen, daß du vom Militärdienst befreit bist.“

Aschia: „Ich selbst kenne zwar keinen solchen Arzt, aber ich werde meine Freunde fragen.“

Oberst Pakneschad fragte Aschia, wo er jetzt hin wolle, und da ihr Weg verschieden war, hielt er an einer Kreuzung, gab Aschia die Adresse eines bekannten Arztes und empfahl ihm, sich an ihn zu wenden. Er solle tun, was der Arzt ihm sage. Ganz erfreut nahm Aschia die Adresse, verabschiedete sich und stieg aus.

Zwei Tage lang traute er sich nicht, aber nachdem er sich mit Kawe beratschlagt hatte und ohne seinem Vater ein Wörtchen zu sagen, ging er zu dem besagten Arzt, dessen Adresse ihm der Oberst gegeben hatte.

Der Arzt begann gleich, ihn zu untersuchen. Aschia erwähnte, daß Oberst Pakneschad ihn zu ihm geschickt habe. Nach Abschluß der Untersuchung ordnete der Arzt an, daß noch ein Röntgenbild von Aschias Wirbelsäule gemacht werden müsse. Er gab Aschia eine Adresse und sagte ihm, er solle sich dort röntgen lassen.

Eine Woche später erschien Aschia mit den Röntgenbildern wieder bei dem Arzt. Dieser schaute sich die Bilder an und sagte dann zu Aschia: „In drei Wochen kannst du Oberst Pakneschad aufsuchen. Dort erfährst du dann das Ergebnis.“

Drei Wochen später besuchte Aschia daher den Oberst in seinem Haus. Dieser gab ihm einige Formulare, die er ausfüllen sollte. Dann vereinbarten sie, daß Aschia dem Obersten in ein paar Tagen zwölf Photos übergeben sollte.

Einmal sah Kawir-Abadi, wie Kawe ganz schick angezogen unruhig im Empfangszimmer auf und ab ging. Er fragte, was los sei, ob er auf ein Fest gehe. Kawe erwiderte: „Nein, nicht auf ein Fest. Ich will mir Photos machen lassen.“

„Photos, wozu denn das?“ fragte Kawir-Abadi.

„Um mich vom Militärdienst befreien zu lassen“, lautete Kawes Antwort.

Kawir-Abadi konnte sein Lachen nicht unterdrücken und fragte: „Da sind sie dir auf den Fersen, suchen überall nach dir, und du willst eine Befreiung vom Militär beantragen?“

Kawe meinte, es sei einen Versuch wert, schließlich werde Aschia in wenigen Tagen stolzer Besitzer einer solchen Karte sein.

„Aschia?“ Kawir-Abadi konnte es nicht glauben und forschte nach.

Kawe erzählte seinem Vater die Geschichte von der Begegnung zwischen Aschia und Oberst Pakneschad, so wie er sie von Aschia gehört hatte, und berichtete, daß Aschia ihn dem Obersten vorgestellt habe und sie zusammen zu einem Arzt gegangen seien.

Nachdem Kawe gegangen war, versank Kawir-Abadi in Gedanken. Wie ein Film lief alles nochmal vor seinen Augen ab: Die Nacht, als die Pasdaran gekommen waren, um Aschia zu verhaften, die Versuche, die er mit seinem Bruder unternommen hatte, um Aschia zu warnen, Aschias Reise nach Sahedan, die Geschichte mit Hassan-Qoli und Mahdi, den wackeren Kämpen an der Opium-Front, und Herrn Sadeqs trauriges Ende, von dem er übrigens nichts mehr gehört hatte, dann Aschias abenteuerliche Abiturprüfung, dies und vieles andere bewegte ihn und ließ zugleich eine klamheimliche Freude in ihm aufkommen. Er sagte sich: Wenn Kawe und Achia es wirklich schaffen und vom Militär befreit werden – was kann man sich noch Schöneres vorstellen? In diesen Zeiten ist es ehrenhafter, nicht zu dienen, Wenn es klappt, müssen wir das unbedingt feiern. Dann laden wir unsere besten Freunde ein und stellen ein richtiges Fest auf die Beine.

Es war Herbst, als Aschia seine Bescheinigung bekam,

Kawe erhielt sie einen Monat nach ihm. Das war ein wichtiger Trumpf, um den Pasdaran den Mund zu stopfen. Bis dahin hatten Aschia und Kawe bestimmte Straßen und Plätze ganz gemieden, um nicht in eine Razzia der Pasdaran zu geraten, die die Passanten einer Leibesvisitation unterzogen und sie nach der Dienstbefreiung oder anderen Papieren fragten. Nun, mit dem Schein in der Tasche, wären sie am liebsten gleich mehrmals täglich durch diese Straßen stolziert, um dann ihren Schein vorzuzeigen, aber sie wußten sich zu beherrschen. Überall in der Verwandtschaft und Bekanntschaft, wo sie hinkamen, zeigten sie das schöne Papier vor und sagten:

„Zum Glück kann uns keiner für den Islam und Khomeini in den Tod schicken.“

Kawir-Abadi und alle Familienmitglieder bereiteten sich auf ein großes Fest vor. Obwohl die Lebensmittel knapp waren, erhielten sie alles auf dem Schwarzmarkt, und nicht zu wenig. Verschiedene Sorten Fleisch, allerlei Obst, Reis von der feinsten Sorte und anderes mehr sollten in dieser Zeit rationierter Nahrungsmittel Freunde und Verwandte einmal auf andere Gedanken bringen.

Am Donnerstagabend dann, wenn die Mollas überall Trauerlieder anstimmen und Versammlungen abhalten, auf denen die Teilnehmer mit Geschichten vom Leiden der Märtyrer zum Weinen gebracht werden, wenn die Anhänger der Gottespartei sich auf Brust und Haupt schlagen, wenn die Menschen auf die Friedhöfe pilgern und durch tausenderlei abergläubische Vorstellungen wie verhext sind, an so einem Donnerstagabend also fand im Hause Kawir-Abadi ein prächtiges Fest statt. Die Mädchen hatten alle drei Stockwerke mit den schönsten Farben verziert, die Wände in den Zimmern und im Treppenflur waren mit Parolen geschmückt, und was für Paro-

len, eine ruhige, heitere Musik erfreute Ohren und Herzen, auf den Gesichtern der Teilnehmenden stand überall ein frohes Lächeln geschrieben.

Aschia war auch dabei, ohne Angst, verhaftet zu werden, und ein Mädchen hielt eine Rede: „Krieg ist immer bestialisch, dann werden die Menschen wie Tiere. Daher: Hoch lebe Kawe, hoch lebe Aschia! Weil sie sich nicht für den Kriegsdienst hergeben. Ein Hoch auf alle, die nicht Soldaten des Islam geworden sind. Die Weigerung, hinzugehen und Menschen zu töten, ist etwas Ehrendolles, die alles Lob verdient. Menschenartige Tiere halten den Ofen des Krieges immer auf Flamme, aber wir wollen Frieden.“

Das Fest ging friedlich und ungestört zu Ende, und Kawir-Abadi zehrte noch einige Zeit von diesem schönen Erlebnis.

Seitdem waren höchstens zwei Monate vergangen, als Kawir-Abadi zu nächtlicher Stunde von Khomeinis Revolutionswächtern auf der Straße verhaftet wurde, freilich nicht in Zusammenhang mit den politischen Aktivitäten seiner Söhne, sondern seiner eigenen.

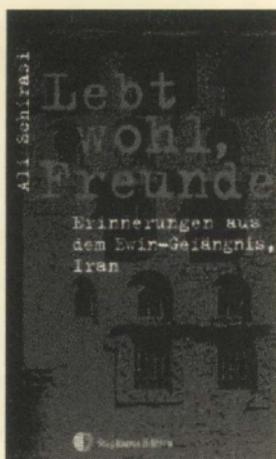
Kawir-Abadi, der alles getan hatte, um seine Kinder vor dem Fallbeil der islamischen Revolution zu retten, war nun den Verfolgern selbst in die Fänge geraten und mußte die Folter in ihren verschiedensten Formen über sich ergehen lassen.

Schweigen und Leugnen, das Leiden zu ertragen und passiven Widerstand zu leisten waren der einzige Weg, die Mitstreiter und Familienangehörigen zu schützen, und diesen Weg schlug er jetzt ein.

Zwar erfüllte es ihn jedesmal mit Genugtuung, wenn er lädiert und malträtirt von den Folterungen und Verhören in seine Zelle zurückkehrte, ohne seine Geheimnisse preisgegeben zu haben, denn er spürte, daß dies eine Niederlage für Khomeini und seine Helfershelfer dar-

stellte, aber zweimal in dieser harten Zeit, zweimal überströmte ihn ein richtiges Glücksgefühl:

Das erste Mal, als ihn sein Vater im Gefängnis besuchte und er von ihm hörte, daß Aschia über Pakistan nach London fliehen konnte, und das zweite Mal, als ihn seine kleinen Kinder besuchen durften und ihm sein Töchterchen, das er in die Arme nahm, etwas ins Ohr flüsterte: „Papa, ich hab eine gute Nachricht für dich. Kawe ist in die Türkei gegangen und jetzt in London.“



Ali Schirasi

## Lebt wohl, Freunde

Die Islamische Republik hat die Menschen so eingengt, daß sie ersticken. Jeder soll eine Gebetsmaschine werden. Tausende, die nach Freiheit rufen, werden gefoltert und hingerichtet.

Eine Muslim-Reportage über das berühmteste Gefängnis im Iran.

TB, 144 Seiten

**DM 12,80, sFr 13.60, öS 90**

**Best.-Nr. 841359**

### Leseprobe

Mit den Erinnerungen, die ich geschrieben habe und die Sie nun in der Hand halten, möchte ich das Leben im Gefängnis unter der Islamischen Republik Iran schildern. Nicht das Ganze, nur einen Ausschnitt aus dem, was mehr als hunderttausend politische Gefangene erlebt haben. Und Sie wissen, daß die Islamische Republik danach trachtet, Geist und Seele des iranischen Volkes gefangenzunehmen, in einem Gefängnis von der Größe des Irans. So darf man in meinem Heimatland nur noch heimlich lachen, im Verborgenen tanzen, jeder muß seine Freunde verstecken, denn draußen auf der Straße darf man nur noch weinen und klagen und Trauer zeigen. Ein kurzer Blick in die Radio- und Fernsehprogramme, in die Presse, in die Lehrbücher und Lehrpläne der Universitäten und Sekundarschulen und – besonders tückisch – der Grundschulen, selbst ein einfacher Blick auf die Lebensweise der normalen Menschen, ihre Kleidung, ihren Gesichtsausdruck zeigt, daß die Islamische Republik den Gürtel so eng geschnallt hat, daß der Mensch erstickt. Sie möchte aus dem Menschen eine Gebetsmaschine machen.

Und doch – in diesem Leben voller Mühe und Entbehrungen regt sich der Widerstand. Denn das wirkliche Leben der Menschen im Iran ist nicht das, was man im Fernsehen der Islamischen Republik vorgesetzt bekommt, oder das, was in- und ausländische Korrespondenten – hier ein gestelltes Interview, dort ein präparierter Film – servieren, nein! Jenseits von Zensur und Kontrolle spielt sich etwas anderes ab. Während die Islamische Republik versucht, Geist und Seele eines ganzen Volkes zu fesseln, geht sie in den Gefängnissen noch einen Schritt weiter. Hier sollen die Menschen geistig und körperlich kaputt gemacht werden. Hier sollen Menschen, Männer und Frauen, die es gewagt haben, nach Freiheit zu rufen, der Islamischen Republik ihr NEIN entgegenzuschleudern, physisch oder psychisch liquidiert werden. Und solange sie es nicht schafft, die Moral der Gefangenen zu brechen, übergibt sie – ein Eingeständnis ihrer Ohnmacht – Tausende von Kämpfern für die Freiheit den Hinrichtungskommandos. Wollte man das Leben der Männer, Frauen und selbst der kleinen Kinder im Erwin-Gefängnis vollständig beschreiben, nähme das wesentlich mehr Zeit und Raum in Anspruch als der vorliegende Text. Ich habe mich darauf beschränkt, zehn ausgewählte Erinnerungsstücke, die das Leben im Gefängnis aus zehn verschiedenen Winkeln beleuchten, vorzustellen. Sie werden es Ihnen trotz aller Kürze erlauben, mit meiner Welt vertraut zu werden, zu der kein Reporter, kein Forscher je Zugang haben wird, es sei denn, er komme selbst aus dem Gefängnis. Es sind meine Erinnerungen, in dem Zustand belassen, wie sie mir in den Sinn gekommen sind.

Wenn ich Sie mit diesen Erinnerungen auch nur ein wenig zum Nachdenken anhalten kann, ist mir dies der schönste Lohn.



Ali Schirasi

## Tanz unter dem Apfelbaum

Schirasis politische Gedichte thematisieren die Folter, die im widerfahren ist, seine Sehnsüchte und Träume im Gefängnis, wenn ihn seine Familie nur alle zwei Monate für zehn Minuten besuchen durfte, aber auch das Exil, das wohl-tuende, das er manchmal immer noch nicht richtig fassen kann.

TB, 64 Seiten

**DM 5,80, sFr 5.60, öS 43**

**Best.-Nr. 841381**

## Der Spiegel

**J**ahrzentelang saß ich durstend  
in sengender Wüste.

Da trug mich  
ein Wirbelsturm  
fort, zu den Quellen.

Als ich die Klarheit  
des Wassers schöpfte,  
bebt die Sonne  
in meinen Händen.



P. Newton, M. Rafiqul Haqq

## Ist Allah Gott?

Für die Auseinandersetzung Christentum-Islam, ist es heute unerlässlich zu wissen, was unter den gekannten Begriffen Allah und Toleranz zu verstehen ist und welche Stellung die Frau im Islam hat.

Dieses Buch beantwortet drei Schlüssel-fragen, deren Antwort jeder kennen sollte.  
TB, 168 Seiten

**DM 13,80, sFr 14.60, öS 97**

**Best.-Nr. 841364**

## **Vom Ewin-Gefängnis zum Flughafen Frankfurt**

*Als der Arzt mich untersuchte und Fragen stellte, war mir zumute wie einem kleinen Kind, einem Kind, das seine Mutter auf der Straße im Gedränge verloren hatte, von Räufern entführt und auf unmenschlichste Weise mißhandelt wurde, ich wollte weinen, weinend und schluchzend erzählen, was mir der böse Khomeini, Ladschewardi, die Verhörbeamten, die Islamische Republik angetan hatten, ich wollte dem Arzt sagen: „Lieber Arzt, schau, das ist die Liebe, die Barmherzigkeit des Islams, schau, was für tiefe Spuren die Koranverse hinterlassen haben, schau, das sind die weisen Schlüsse des großen Imams, schau her, was die Islamische Republik aus einem Menschen macht.“*